

Philo vom Walde

## Wozu ein Mundartenheft?

Vielleicht wird mancher über dieses Heft den Kopf schütteln oder gar fragen: Haben wir in Oberschlesien überhaupt Mundarten? Ja, und die deutsche Mundart unserer Heimat wird viel zu wenig beachtet. Bei der Werbung für deutsche Art müßte sie jedenfalls eine ganz andere Rolle spielen, da sie den Weg zum Herzen des Volkes viel besser findet als die Hochsprache. Gerade im mundartenfreien zweisprachigen Gebiet müßte sie deshalb besonders gepflegt werden. Das ist einer der Gründe, weshalb der Herausgeber des „Oberschlesiers“ den Unterzeichneten mit der Zusammenstellung eines Heftes „Schlesische Mundarten“ beauftragt hat.

Dazu kommt noch die bedauerliche Tatsache, daß der Gebrauch der Mundart in unserer Heimat stark zurückgeht. Zum Teil aus dem Grunde, weil unsere Landsleute vielfach noch der irrigen Ansicht sind, daß die Mundart ein verdorbenes Deutsch und daher minderwertig sei. Dabei ist doch die Hochsprache erst aus den Mundarten erwachsen, und sie wäre heute ein verdorrtes Gewächs, wenn sie nicht ständig aus den Mundarten neue Kraft saugen würde. Wie groß ist zum Beispiel der jährliche Zuwachs der Hochsprache an Wörtern, die aus den Mundarten übernommen werden! Ursprünglich lag die Absicht vor, neben den deutschen auch die slawischen Mundarten in diesem Hefte zu behandeln. Mit Rücksicht auf die Fülle des Stoffes und den beschränkten Raum mußte aber zunächst dieses Vorhaben zurückgestellt werden. Dafür ist versucht worden, einen Überblick über das Gesamtschlesische zu geben.

Als Auftakt zu dem vorliegenden Heft erschien im Januar-Oberschlesier von Bibliotheksrat Dr. B. Marrin ein Bericht „Der deutsche Sprachatlas“. In die schlesischen Mundarten gibt uns im folgenden Privatdozent Dr. Schwarz, Prag, eine Einführung. Jeder, der sich die Mühe nimmt, diesen Aufsatz nicht nur zu lesen, sondern auch durchzuarbeiten, wird dem Verfasser reichen Gewinn danken. Einen Überblick über das mundartliche Schrifttum finden wir in den Ausführungen des Geheimrats Prof. Dr. Jantzen, Breslau: „Die mundartliche Dichtung Schlesiens“ und in denen des Bürgermeister Karl H. Fischer, Gablonz: „Sudetenschlesische Dialektdichter und Schriftsteller in Böhmen.“ Einen starken volkskundlichen Einschlag hat die Arbeit des Professors Lehmann: „Brauchtumslieder und Sprüche im Jahreslauf bei den Schlesiern der Sudetenländer.“ Da diese Beiträge in ihren Betrachtungen über die ober-

schlesische Heimat hinausgreifen, so wird dieses Heft auch dazu beitragen, den Gedanken des schlesischen Stammesbewußtseins zu stärken.

Die vorliegende Darstellung des Gesamtschlesischen und seines Schrifttums wird vor allem der Lehrerschaft willkommen sein. Soll doch die heimische Mundart laut ministerieller Anordnung in den Schulen gepflegt werden. Der gute Wille des einzelnen scheitert aber oft an dem Mangel einer Zusammenfassung über dieses Gebiet, zumal nicht jeder die Möglichkeit hat, sich den Stoff selbst zu erarbeiten. Das Sonderheft will den Lehrern in dieser Hinsicht helfen. Zu der Frage „Die heimische Mundart in der Schule“ nimmt Dr. Schellhammer Stellung.

Ebenso notwendig ist aber die Auseinandersetzung mit der Mundart für den Heimatkundler, der öfters ratlos ist, wenn er mundartliche Lieder und Erzählungen lautgetreu aufzeichnen soll. Aus diesem Grunde sind die Sprachproben in halbphonetischer Umschrift so zahlreich gegeben. Dr. Graebisch, der führende Heimatkundler der Grafschaft Glatz und ein guter Kenner auch der oberschlesischen Mundarten, ebnet durch seine vergleichenden Sprachproben den oberschlesischen Freunden die Wege. Jeder soll mit Hilfe dieser Beispiele in den Stand gesetzt werden, selbständig die Mundart seiner näheren Heimat aufzuzeichnen. Daß dies auch mit den Buchstaben der Schriftsprache möglich ist, zeigen der Schwank aus dem Kreise Grottkau und der aus Kostenthal. Allerdings muß man bei einer solchen Aufzeichnung auf einige Sprachfeinheiten verzichten. Außer diesen Erzählungen bringt das Heft Proben aus der mundartlichen Dichtung und zwar neben einigem allbekannten auch Stücke, die noch nicht gedruckt erschienen sind, wie von Karl Klings: „De Pötschker Töhl“. Oberschlesien wurde naturgemäß besonders berücksichtigt. Wie beliebt auch in Oberschlesien die Mundart ist, bezeugt der Heimatdichter Hugo Gnielczyk, indem er unter persönlichen Geldopfern das neue Philo vom Walde-Denkmal in Leobschütz durchsetzte.

Hoffentlich wird es dem „Oberschlesier“ durch dieses Sonderheft gelingen, der schlesischen Mundart recht viele Freunde zuzuführen. Denn früher herrschte ihr anheimelnder Klang sogar im westlichen Galizien, und Krakau war eine „schläsche“ Stadt, aber auch heute noch wird unsere Mundart weit über die Reichsgrenzen Schlesiens gesprochen. Es gilt daher, den Stolz unsrer Landsleute auf ihre Sprache zu wecken, damit die Zahl derer immer größer wird, die mit ihrem Heimatdichter Philo vom Walde begeistert singt:

„De Schläsing, ja, de Schläsing,  
Die ihs mei Heemteland.“

Dr. W. Maß.

# Die schlesische Mundart

Von Priv.-Doz. Dr. Ernst Schwarz

Der Raum, in dem die schlesische Mundart gesprochen wird, ist erheblich größer als Preuß.-Schlesien (mit Einschluß der Grafschaft Glatz und der schlesischen Lausitz). Es gehören dazu noch die angrenzenden mitteldeutschen Gebiete der früheren Provinz Posen bis zur polnischen Sprachgrenze, die sächsische Lausitz, das östliche Erzgebirge, die Niederlausitz (hier mit Ausnahme der wendischen oder erst vor kurzem zur deutschen Sprache übergegangenen Orte), die früher schlesischen Kreise Krossen und Schwiebus bis zur niederdeutschen Grenze, ferner der ganze Norden der Endetenländer etwa von Tepliz-Schönan in Böhmen an ostwärts, also Nord- und Ostböhmen, Nordmähren und das Oppaland (das frühere Österreich-Schlesien) samt dem Ruhländchen bis zur tschechischen Sprachgrenze. Darüber hinaus sind nach Osten Sprachinseln vorgeschoben, von denen die bekannteste Schönwald bei Kleinritz ist. Es gehören aber auch die mitteldeutschen Sprachinseln im ehemaligen Russisch-Polen zu unserem Gebiet, wobei freilich der Mangel an näheren Untersuchungen beklagenswert ist. Schlesisch sind weiter die Mundarten, die in der Stadt Bielitz (im ehemaligen östlichen Teile Österreichisch-Schlesien) und den nördlich und südlich davon gelegenen deutschen Sprachinseln gesprochen werden, wobei besonders Wilhelmsau nördlich von Bielitz zu erwähnen ist, das am meisten vom polnischen Einfluß bedroht ist. Indirekt ist auch Anhalt in Oberschlesien hier einzureihen, dessen Bauern von Friedrich dem Großen von Seifersdorf am Fuße der Beskiden (das heutige Seifersdorf östlich von Bielitz) nach ihrem heutigen Wohnsitze verpflanzt worden sind. In der Oberzips ist schlesisch das Mitte des 14. Jahrhunderts gegründete Dorf Hobgarten mit dem benachbarten Kniesen, das den Übergang zur Oberzips herstellt. Zerstreut sind die Gemeinden, die deutschböhmisches Auswanderer mit schlesischer Mundart in Galizien geschaffen haben. Von der Zglaner Sprachinsel unterscheidet sich das nahe liegende, aber ganz von tschechischem Gebiet umgebene Dorf Libinsdorf, das Bauern aus der Gegend von B.-Leipa (Nordböhmen) am Ende des 18. Jahrhunderts angelegt haben.

Neben dieses durch die Skizze\* verdeutlichte Land der schlesischen Mundart treten verwandte Mundarten. Die an der Westgrenze des schlesischen Raumes im östlichen Erzgebirge und südlich davon in Nordböhmen gesprochenen Mundarten bilden den Übergang zum Westerzgebirgischen und Nordwestböhmisches. Näher verwandt mit dem Schlesischen sind das Hochpreussische, die im Südwestteile des heutigen Ostpreußen gesprochene mitteldeutsche Mundart, und das Oberzipserische, das im Poppertale herrscht (mit den Städten Rasmann und Leutschau). Im tschechischen und slowakischen Gebiete südlich der Endeten und Westkarpthen liegen ostmitteldeutsche-bayrische Über-

\* Am Schluß des Hefes.

gangsmundarten, die in verschiedener Stärke zum Bayerischen überleiten. Es sind der Schönhengstgau (mit den Städten Landskron, Zwittau, Mähr.-Trübau) samt seiner Kolonie Deutsch-Brodok-Wachtel, die Wischauer Sprachinsel (die deutschen Dörfer um Olmütz sind schlesisch), die Kreumnitz-Deutschprobenauer Sprachinsel, das schon auf ungarischem Gebiet jenseits der Gran liegende deutsche Dorf Deutsch-Pilsen und die Zipser Gründe in der Slowakei samt Megenseifen und Dobschau.

Der Begriff „schlesische Mundart“ ist also viel weiter als der von Preussisch-Schlesien. Er ist deshalb berechtigt, weil Preussisch-Schlesien das geschlossenste Gebiet sowohl in sprachlicher wie in politischer Hinsicht darstellt. Es ist aber trotz alledem nur eine Sache des Übereinkommens, wie eine Sprachlandschaft bezeichnet wird. Wenn das Nordböhmisches zum Schlesischen gestellt wird, so heißt das, daß die in Nordböhmen gesprochene Mundart mit der in Preussisch-Schlesien herrschenden ein Ganzes bildet.

Die Tatsache, daß sich im Osten Mitteldeutschlands ein auffallend geschlossenes Mundartengebiet befindet, ist schon früh beachtet worden. Im folgenden soll nach einer gedrängten Erörterung der gesamtschlesischen Eigentümlichkeiten eine kurze Darstellung der Untermundarten des schlesischen Raumes gegeben werden, die sich — soweit sie Preussisch-Schlesien betrifft — an die von Unwerth in seiner grundlegenden Arbeit „Die schlesische Mundart“ gebotene Einteilung anschließt. Dann soll von der Bedeutung der Mundart für die Siedlungsgeschichte und von dem Leben in der Mundart die Rede sein.

Zwischen den großen Sprachlandschaften des deutschen Volksbodens bestehen natürlich keine festen Grenzen. Man ist im Zweifel, wo man im Westen den schlesischen Raum begrenzen soll. Viele möchten die Mundarten des östlichen Erzgebirges und Nordböhmens zu beiden Seiten der Elbe von Leitmeritz bis Teitschen für ober-sächsisch halten. In Wirklichkeit bestehen hier eben Übergänge, die uns nur in Erinnerung rufen, daß jede Mundarteinteilung etwas Willkürliches in sich hat. Trotzdem kann das Dasein einer schlesischen Mundart nicht geleugnet werden. Leute aus dem Volke, die etwa aus Görlitz, Breslau, Liegnitz, Schönwald bei Gleiwitz, Reichenberg, Mähr. Schönberg stammen, werden ohne weiteres zur Feststellung kommen, daß ihre Mundarten einander näher stehen als etwa den in Leipzig, Zwickau in Sachsen oder Komotan in Böhmen herrschenden. Die Schwierigkeiten stellen sich eben erst ein, wenn die genauere Grenzführung, hier gegenüber dem Ober-sächsischen, gegeben werden soll. Der einzig mögliche Vorgang besteht darin, das Gebiet, in dem möglichst viele wichtige sprachliche Erscheinungen gemeinsam vorkommen, zusammenzufassen und in der Übergangszone sich nach den Grundsätzen der Mehrheit zu richten.

Gemeinsam ist der Zusammenfall einer Reihe von Selbstlauten und zwar der mittel-hochdeutschen Längen *e* *æ* mit *i* *ü*, falls letztere gedehnt worden sind, von mittelhochdeutsch

â ô mit gedehntem o bezw. u. Es heißt z. B. im Mittelhochdeutschen zêhe, bæse, wise, mûle, wofür im Gebirgsschlesischen (als Beispiel einer schlesischen Untermundart herausgegriffen) î eintritt: tsîne, bîze<sup>1</sup>, wîze, mîle; mittelhochdeutsch schâf, boden bezw. grôz busch: gebirgsschlesisch šôf, bôdn bezw. grûs, pûš. Auf dem ganzen Gebiet ist kurzer mittelhochdeutscher Selbstlaut gedehnt in offener Silbe und in geschlossener vor ursprünglich auslautendem Doppelmittlaut, z. B. mittelhochd. snabel, ligen, nuz, tisch (die mit kurzem Selbstlaut gesprochen wurden): gebirgsschles. šnôbl, lîja, nûs, tîš. Vor inlautenden stimmlosen Geräuschlauten sind die mittelhochd. Zwielaute uo, üe, ie gekürzt worden, vgl. wieder mittelhochd. ruofen, sliezen, huote: gebirgsschles. rufa, šlisa, hute dem Hute. Für mittelhochd. æ gibt es zwei Vertretungen in allen schlesischen Mundarten, z. B. gebirgsschles. ā und ê, immer aber in getrennten Wörtern, etwa mittelhochd. vælen fehlen, dræjen drehen: gebirgsschles. fālŋ, drēn. In einigen Wörtern, die in der Schriftsprache o aufweisen, ist als Grundlage des Schles. u anzusetzen, z. B. für das Schles. nicht mittelhochd. oven, hobel, wolf, sondern ein uven, hubel, wulf, denn diese und einige andere Wörter werden so behandelt, wie die mit überliefertem u. Es heißt gebirgsschles. āwa, hāvl, wulf. Bei den Mittlauten ist auf das Verhalten zur zweiten Lautverschiebung zu achten (gemeint ist der Unterschied, der etwa zwischen plattdeutschem dat, up, perd, ik und hochdeutschem dass, auf, Pferd, ich besteht). p ist nach m und in ursprünglicher Verdoppelung nicht verschoben. Während es in der Schriftsprache heißt stampfen, Kopf, lautet es gebirgsschles. štoppa, khôp. Älteres d ist wohl sonst zu t geworden, auch nach r, nicht aber nach l und n, es heißt wohl das schriftdeutsche Tag, Garten im Gebirgsschles. tāk, gôrtn, aber für alte, hinten steht āle (das aus ālde entstanden ist), hinda. Für das anlautende b und d stehen stimmhafte Laute in den schlesischen Mundarten, aber in gewissen Wörtern nur p und t, z. B. paur Bauer, pukl Buckel, pûš Busch, Wald, tôcht Docht, tauznt tausend. Es muß noch einmal ausdrücklich betont werden, daß die gleichen Feststellungen auch für die übrigen schles. Teilmundarten gemacht werden können, daß das Gebirgsschlesische nach Umwerths Beispiele nur als zentral gelegene Mundart herausgegriffen worden ist.

Die reichschlesischen Mundarten hat Umwerth eingeteilt in Stamm- und Diphthongierungsmundarten. Stammundarten nannte er diejenigen, die den im Schlesischen entwickelten Selbstlautestand im großen und ganzen bewahrt haben, Diphthongierungsmundarten diejenigen, die hier durch Zerdehnungen weiter gegangen sind. Letztere werden heute im Raume zwischen Grünberg-Breslau-Bernstadt einerseits im Westen bis zum Bober etwa bei Sprottau und Liegnitz, anderseits im Osten bis zur polnischen Sprach-

<sup>1</sup> Ich verwende der Einheitlichkeit halber die von Umwerth gebrauchte Lautschrift. z gibt den stimmhaften s-Laut wieder (wie in bühnendeutschem Kose).

grenze gesprochen. Hier heißt es etwa im Glogauer Kreis aibr über, naut Not, naus Nuß, šnait Schnitte, šnědn schneiden, hōs Haus, wo das Gebirgsschles. ihr, nāt, nās, šnāte, šnādn, haus spricht. Die Unterschiede sind also ganz deutlich und fallen merklich ins Ohr. Doch muß erwähnt werden, daß im Diphthongierungsgebiete Unterschiede bestehen. Im Grünberger Kreise heißen die eben genannten Wörter ēbr, nōt oder nēāt, nōs, šnēte, šnědn, hōs. Die Stammundarten werden in den Sudeten, im Gebirgs- vorlande und der Lausitz gesprochen. Hier trennt das Gebirgsschlesische, das in den nördlich der Grafschaft Glatz liegenden schlesischen Sudeten und ihrem Vorlande, besonders im Riesengebirge gilt, das Lausitzisch-Schlesische in zwei Hälften, wobei die eine die Mundart der Lausitzer samt den anschließenden Gebieten, die andere die östlich vom Gebirgsschlesischen liegende Landschaft umfaßt. Das Hauptmerkmal der Gebirgsmundart ist das auch sofort auffallende -a für -n, z. B. balsa heißen. Mit dem Gebirgsschlesischen steht in näherer Verbindung das Gläzische, das außerdem dazu neigt, Selbstlaute vor r offen auszusprechen (es heißt z. B. gläzisch jōr gegenüber gebirgsschles. jār Jahr). Im Lausitzisch-Schles. steht -n (balsn).

In den Sudetenländern gehört das Gebiet von Brüx-Deplitz-Schönan bis gegen Längenau-Auscha mit dem Osterzgebirgischen zusammen (hier heißt es pōch Bach, hoke Hacke). Das übrige Nordböhmen bis in die Gegend von Rochlitz im westlichen Südbahng des Riesengebirges stimmt zum Lausitzischen. Dann aber folgt ein Gebiet anders gestalteter Mundart, das selber freilich nicht einheitliche Ostböhmen, das am nächsten mit dem Nordmährischen verwandt ist. Hier heißt es z. B. ondr ander, zolts Salz, hoke Hacke, während es im übrigen Schlesischen andr, zalts, hake lautet. Das Braunauer Ländchen, die deutschen Gemeinden im Adlergebirge und der nordmährische Bezirk Schildberg schließen sich ans Gläzische an. Das Oppaland spricht mehrere dem Gebirgsschlesischen nahe stehenden Mundarten. Im Osten bestehen Übergänge zu der um Ratscher gesprochenen Mundart (hier heißt es tsēch Ziege, fende finden, miel Mühle). Auf die Übereinstimmung des Nordmährischen mit dem Ostböhmischem um Hohenelbe wurde schon hingewiesen. Eine besondere Mundart wird im Ruhländchen gesprochen, wo es tōk Tag, akr Acker, tēs Tisch, grāos groß, gōerf Garbe heißt. Eine Übersicht über diese schlesischen Untermundarten gewährt die Skizze. Aus der großen Menge von abwechselnden Einzelheiten konnten hier natürlich nur einige wenige herausgegriffen werden. Es muß der Hinweis genügen, daß trotzdem die Gemeinsamkeiten deutlich eine große Sprachlandschaft zusammenschließen.

Es ist auch möglich, zwischen Nord- und Südschlesisch Besonderheiten zu unterscheiden. Das Lausitzisch-Schlesische und die Diphthongierungsmundarten zeigen einen Übergang von nd zu ŋ nach i und u, sprechen z. B. fiŋ finden, gefuŋ gefunden. Das Gebirgsschlesische und Gläzische zeigen nur leise Ansätze dazu in hellerer Aussprache des n,

während die sudetenschlesischen Mundarten nd kennen. Ausgenommen sind hier nur der Friedländer Zipfel in Nordböhmen, der mit dem Norden geht und gewisse Wörter, die weiter nach Westen und Süden reichen, z. B. *hinzr* für Hühner, das man im Rumburger Zipfel Nordböhmens hört, oder *tseyst* längs (das aus *ze endes* entstanden ist), das ziemlich weit in Nordböhmen verbreitet ist. Die Neigung des Gläzischen, die Selbstlaute vor r offen auszusprechen, wiederholt sich in Ostböhmen und Nordmähren, z. T. auch im Oppalande.

Wie ist nun diese schlesische Sprachlandschaft entstanden? War es von jeher so, daß diese Verschiedenheiten gegolten haben oder haben sie sich erst im Laufe der Zeit entwickelt? Um diese Frage entscheiden zu können, muß kurz das Entstehen des Deutsch-Schlesiertums in Erinnerung gebracht werden.

Als die Markomannen und Quaden im 5. und 6. Jahrhundert aus Böhmen und Mähren, die wandalischen Stämme in der gleichen Zeit aus Schlessien fortgezogen waren, siedelten sich hier allmählich slawische Stämme an. Die Reste der früheren germanischen Bewohner, die sich in den fruchtbaren Gebieten der drei Länder, in Schlessien besonders um den Zobtenberg, eine gewisse Zeit noch behauptet haben, wurden schließlich von den zahlenmäßig überlegenen Slawen aufgesogen. Am Ende des 12. Jahrhunderts beginnt in unseren Ländern die deutsche Wiederbesiedlung. Es tauchen deutsch sprechende Personen auf, deutsche Ortsnamen stellen sich ein, vom deutschen Recht wird in den Urkunden gesprochen. Es wird uns aber nicht gesagt, woher denn eigentlich dieses Deutschtum stammt, aus welchen Gegenden Mitdeutschlands oder des in früherer Zeit schon kolonisierten Landes zwischen Elbe und Saale diese Deutschen nach Osten gezogen sind. Es liegt daher die Frage nahe, ob nicht die Verschiedenheit innerhalb der heutigen schlesischen Sprachgemeinschaft auf eine solche der ersten Besiedler zurückgeht. Weinhold suchte seinerzeit<sup>2</sup> diese Fragen, die das mittelalterliche Besiedlungsproblem Schlessiens bietet, zu lösen, indem er die Mundart, dazu einige vermutlich nach Osten aus der Heimat übertragene Namen und das oft bezugte flämische und fränkische Recht heranzog. Er glaubte auch das Dasein niederdeutscher Wörter feststellen zu können. Gerade hier befinden wir uns aber auf äußerst schwankendem Boden, solange nicht die Wortgeographie soweit ausgebaut ist, daß wir das ganze Verbreitungsgebiet der einzelnen Wörter und die die Veränderung bedingenden Gründe kennen. Weinhold glaubte ein starkes Vorwiegen des Ostfränkischen, für die Gesamtheit aber eine der mitteldeutschen voranliegende niederdeutsche Einwanderung annehmen zu können, Folgerungen, die noch heute in Schlessien geglaubt werden. So anregend Weinholds Versuch war, so wenig Vertrauen kann heute ihre Methode erwecken. In jüngster Zeit hat

<sup>2</sup> K. Weinhold, Die Verbreitung und die Herkunft der Deutschen in Schlessien, 1887.



es Jungandreas<sup>3</sup> unternommen, die Mundarten für die Heimatbestimmung auszuwerten. Er trachtet durch Vergleichung der einzelnen Laute unter möglichster Berücksichtigung altschlesischer Schreibungen den Anteil der deutschen Stämme an der Besiedlung Schlesiens zu bestimmen. Er geht dabei von der Voraussetzung aus, daß die wesentlichen Züge der schlesischen Mundart zur Zeit der Besiedlung schon dagewesen seien. Es gelingt ihm tatsächlich, Weinholds Ergebnisse in wesentlichen Punkten zu verbessern, den überragenden Einfluß thüringisch-meißnischer Elemente klarzulegen, weiterhin die Beteiligung hessischer Elemente in den Sudeten und bayrischer hauptsächlich im Süden des schlesischen Raumes wahrscheinlich zu machen, die niederdeutschen und ostfränkischen Besiedlerteile von der überragenden Stellung, die ihnen Weinhold eingeräumt hatte, herabzudrücken. Im einzelnen sind aber viele Vorbehalte zu machen. Untersuchungen über Mundart und Herkunft junger Mischsiedlungen, z. B. der pfälzischen Kolonie am Niederrhein, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begründet worden ist und wo sich die Herkunft auf grund der Ansiedlungsverhandlungen, Taufmatriken usw. feststellen läßt, haben ergeben, daß die Mundartvergleichung wohl dazu fähig macht, als Heimat die Rheinpfalz zu bestimmen, nicht aber weiter zu gehen. Die heutige Mundart der pfälzischen Kolonie wiederholt sich in der Pfalz in einem Ante, das sicher an der jungen Gründung unbeteiligt war. Die Erklärung liegt darin, daß nicht nur durch die Verschmelzung von hauptsächlich zwei Mundarten eine neue in der Kolonie entstanden ist, sondern daß sich auch die Mundarten des Altlandes in der kurzen Zeit von 150 Jahren verändert haben. Um so größeres Mißtrauen wird man gegen allzugenaue Heimatbestimmung auf grund moderner Mundartenvergleichung hegen müssen.

Zunächst mußte sicher beim Zusammenwohnen verschiedenmundartlicher Personen ein Ausgleich eintreten. Nun zeigt die trotz aller Verschiedenheit doch auffallende Einheitlichkeit des schlesischen Raumes, daß die Ausgleichsgrundlage im großen und ganzen gleich gewesen sein wird. Wohl aber dürfte manche Verschiedenheit der Einzellschaften auf Verschiedenheit der Mischungskomponenten zurückzuführen sein. Wenn wir im Nordschlesischen den oben angeführten Wandel von *nd* zu *η* nach *i* und *u* finden, im Süden aber nicht oder nur in Spuren, so liegt eine Erklärung in unserem Sinne deshalb nahe, weil diese Veränderung alt ist, schon im 14. Jahrhundert in Schlesien, im Westen noch früher nachgewiesen werden kann und eine ununterbrochene Verbindung durch Nordmittelddeutschland bis an den Mittelrhein besteht. Im Nordschlesischen sind *nd*-Sprecher den *η*-Sprechern unterlegen, im Süden war es umgekehrt. Ein anderer Fall: Wenn wir feststellen konnten, daß im ganzen schlesischen Raume *d* nach *l* und *n* unverschoben, d. h. *d* geblieben ist, so ist auch diese Erscheinung brauchbar

<sup>3</sup> W. Jungandreas, Beiträge zur Erforschung der Besiedlung Schlesiens und zur Entwicklungsgeschichte der schlesischen Mundart (Wort und Brauch, 17. Heft, Breslau 1928).

für die Heimatfrage, weil sie alt, schon im 14. Jahrhundert nachweisbar ist und weil sich zeigen läßt, daß im mitteldeutschen Mitlande zur Abwanderungszeit die Verschiebung des *a* nach *i* schon durchgeführt war, nach *l* und *n* aber erst nachher eingetreten ist. Die oberdeutschen Siedler, die mit anderer Aussprache nach dem mitteldeutschen Osten gekommen sind, haben diese Eigenschaft zu Gunsten der Mehrheitsaussprache aufgegeben.

Oben wurde vermerkt, daß *a* in gewissen Stellungen im gesamten Reichsschlesien, weiter im mittleren Nordböhmen nicht zu offenem *o* verdumft worden ist. Es kommt die Stellung vor Rehlauten (*k*, *g*, *ch*), vor *l* + Zahnverschluslaut (*ld*, *lt*) sowie *n* + Verschluslaut (z. B. *nd*, *nt*, *ng*, *nk*) in Betracht. Nun sind das dieselben Laute, die im Schlesischen einer helleren Aussprache fähig sind, wie sich nach anderen Selbstlauten deutlich zeigt. Die Verdumpfung beginnt im 14. Jahrhundert und unterbleibt in unseren Stellungen, weil hier die hellere Aussprache des *a* geschützt war. Ostböhmen und Nordmähren aber verhalten sich anders und zwar auch schon in alter Zeit. Wir müssen annehmen, daß hier die Mehrheit der Siedler die genannten Mitlaute und Mitlautverbindungen weniger hell ausgesprochen hat, so daß Verdumpfung allgemein eintreten konnte. Es kommen dafür bayrische Einflüsse in Betracht, da in der bayrischen Mundart die Verdumpfung des *a* im 14. Jahrhundert allgemein durchdringt. Dadurch gelangen wir zur Feststellung, daß in diesem Gebiete stärkere bayrische Einflüsse gewirkt haben als im Norden, was sich aus der größeren Nähe Bayerns übrigens verstehen läßt. Daß dieser Umstand wirklich von Bedeutung ist, sieht man aus dem Verhalten einiger Übergangssprachinseln. Im Schönhengstgau wird für *a* durchwegs offenes *o* gesprochen, in der Kremnitz-Deutschprobener Sprachinsel aber wiederholen sich die schlesisch-östböhmisch-nordmährischen Verschiedenheiten.

Ein Beispiel, das für unsere Zwecke nicht brauchbar ist, ist die Veränderung von altem *tw-* zu *kw-* oder *tsw-*. Im Mittelalter hieß es *twingen*, *twirl*, gleichgültig, ob Mitteldeutsche oder Oberdeutsche sprachen. Im 15. Jahrhundert nun wurde im Süden Deutschlands *tw-* zu *tsw-*, in Mitteldeutschland aber zu *kw-*. Die Schriftsprache kennt beides, verlangt *zwingen*, aber *Quirl*. Nun finden wir aber auch an einzelnen Orten der schlesischen Landschaft die Aussprache *kwišn* für *zwischen*. Es wäre aber ganz verkehrt zu glauben, daß hier eine alte direkte Verbindung etwa mit gewissen Harzgegenden bestünde, wo auch *kwišn* vorkommt. Dieses Wort kann beiderseits erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts aus *zwischen* entstanden sein, das tatsächlich in altschlesischen Schreibungen belegt werden kann. Es handelt sich hier eben um einen gleichen Vorgang in Schlesien und Harz, ohne daß es notwendig und möglich ist, auf Siedlergemeinschaft des 13. Jahrhunderts daraus schließen zu können.

Handelt es sich um alte Eigentümlichkeiten, die sich durch geschichtliche und phonetische Beweise bis ins Mittelalter zurückverfolgen und mit gleichen Verhältnissen im mittel- oder oberdeutschen Altlande vorsichtig in Verbindung bringen lassen, so ist weiter zu bedenken, daß ein Kampf verschiedener Formen nicht immer mit dem Sieg der einen enden muß, daß das Ergebnis ein Drittes, Neues sein kann, das etwas von dem einen, etwas von dem anderen annimmt. Lehrreich ist dafür, wie sich im Gesamtschlesischen schließlich als Verkleinerung -l oder -la durchgesetzt hat (mädl, mädlä Mädchen). Die ursprünglichen Verhältnisse waren hier eigentlich gar nicht darnach geartet, daß dieses Ergebnis hätte vorausgesehen werden können. Es gab in alter Zeit mehr Fälle, wo die Verkleinerungssilbe -chin (die dem niederdeutschen -kin und dem hochdeutschen -chen entspricht) verwendet wurde. Im 14. Jahrhundert wird gärtchin, fleckchin geschrieben und wurde sicher auch gesprochen. Wir finden nämlich noch heute Ortsnamen, die unsere Endung bewahrt haben, z. B. viele Hanichen neben Hain, so daß Hanichen oder Hainichen deutlich als Verkleinerung zu Hain zu erkennen ist oder im Friedländischen in Böhmen nebeneinander die Ortsnamen Mildenau und Mildeneichen, wobei das letztere nachweislich Klein-Mildenau bedeutet. Noch im 17. Jahrhundert wird -chen von M. Oppitz, Gryphius und W. Scherffer verwendet. Da es heute der echten Mundart fehlt, muß es einmal durch -l, -la verdrängt worden sein. Diese l-Verkleinerungen herrschen im Mittelalter bei uns, wenn auch nicht gänzlich, bei der Bildung von Rosenamen (z. B. Hensil, Frenczil, heute noch Familiennamen Hensel, Fränzel) und haben von hier aus, vermutlich verstärkt durch das Gebiet größerer bayrischer Einflüsse, allmählich, aber nicht vor dem 17. Jahrhundert, das ganze schlesische Sprachgebiet erobert. Wir haben wichtige Zeugnisse dafür, daß tatsächlich einmal ein Kampf zwischen -chen und -l, -la stattgefunden hat. In Nordböhmen treffen wir Bildungen wie iſehl kleiner Ofen, tîrehl kleine Tür, mâtchl unverständiges Mädchen. Bekanntlich kennt auch die Schriftsprache doppelte Verkleinerungen, z. B. Mädelschen, wobei das Nebeneinander von Mädcl und Mädchen zur Ausbildung von -elchen geführt hat. Ähnlich wird nun -chl zu erklären sein, indem -ch von -chen genommen und mit -l zu einem neuen Verkleinerungstypus, umgeformt wurde. Tatsächlich verläuft nicht allzuweit nordwestlich im Freistaat Sachsen die Grenze zwischen heutigem -l und -chen. Unsere Erklärung muß aber dann auch zutreffen, wenn wir im Oppalande Bildungen wie ſtaenichla Steinchen vorfinden. Das Gleiche gilt von der Bielitzer Sprachinsel. Das ist der Beweis für die Richtigkeit der hier vorgetragenen Anschauung, daß die Auseinandersetzung von -chen und -l tatsächlich im schlesischen Gebiet stattgefunden und der ganze Prozeß anscheinend mehrere Jahrhunderte gedauert hat. Im Osten hat es sich um ein Nebeneinander von -chen und -la gehandelt. Heute sind diese

-chl(a)-Verkleinerungen wieder im Zurückweichen, teils durch -l(a), teils, so in Nordböhmen, durch schriftdeutsche -chen-Formen bedroht.

Es gibt noch andere schöne Beispiele, wie solche Kompromisse geschlossen werden können. Für Weichen gebraucht das Schlesische bekanntlich nicht die Schriftform, sondern die aus der mitteldeutschen Heimat mitgebrachte k-Form, z. B. felke, in Ostböhmen falk. Hier in Ostböhmen, im bayrischen Einflußgebiet, kommt daneben das sächliche fella vor. Ähnliches muß im Oppalande und der Grafschaft Glatz einmal bestanden haben, denn hier gilt die Additionsform felkla!

Ein verschiedener Ausgleich dürfte sich in der Aussprache des schriftdeutschen pf- im Anlaut vollzogen haben. Im größten Teil des Reichsschlesischen und zwar im Lausitzisch-Schlesischen, in den Diphthongierungsmundarten, im Oppalande, Kuhländchen, Hochpreussischen, in der Bieliger und Schönwalder Sprachinsel, z. T. Nordmähren wird dafür f- gesprochen (z. B. für Pferd laus.-schles. fāt), in Nordböhmen, Ostböhmen, Gebirgsschles. und Glätzigischen aber pf- (pfāt). f gilt nun aber auch im Freistaat Sachsen und in Thüringen, während in Hessen ph- (behauchtes p) die Regel ist. Haben nun im Mittelalter in Schlessien bayrische, thüringisch-meißnische und hessische Ansiedler nebeneinander gewohnt, so müssen pf- und ph-, vielleicht auch schon f- gleichzeitig gesprochen worden sein. Dann ist f- in den erstgenannten Gebieten ein Ausgleichsprodukt, das pf- und ph- verdrängt hat, während in den zuletzt genannten Landschaften pf- Sieger geblieben ist. Daß es dabei aber auch Neubildungen geben konnte, zeigen uns die Verhältnisse in der Iglauer Sprachinsel, wo man im Anlaut gar ein gf- gebraucht (z. B. gfunst Pfund). Das Gleiche gilt für die Sprachinsel Deutsch-Pilsen. Die Oberzips besitzt dafür wieder ein tf- (tfore Pfarrer). Hier spricht die jüngere Generation f-, das also erst heute sich durchzusetzen beginnt, auf dem Wege zum schriftsprachlichen Laute näher ist als tf-. Es ist nur logisch, daß wir auch mit einem Nebeneinander von mpf und mp, pf und pp (in Wörtern wie Strumpf, Topf) rechnen, wobei pf von oberdeutschen Leuten gesprochen worden sein muß. Davon ist heute auf schlesischem Boden freilich nichts mehr zu bemerken, hier ist mp, pp allgemein durchgedrungen, wohl aber finden wir im Schönhengstgau mpf, pf noch im Westen gebraucht, im Osten aber und äußersten Nordwesten freilich schon von den schlesischen Formen verdrängt.

Auf welchem Gebiete setzt sich nun ein solcher Ausgleich oder eine solche Neuerung durch? Das Beispiel des auf die Oberzips beschränkten tf-, des in der Iglauer Sprachinsel geltenden gf- zeigt uns, daß der Sprachinselnboden das Gebiet dieser Bildungen gewesen ist, also ein kulturell aufeinander angewiesenes Land. Die Verbreitung solcher Formen ist sonst durch die politischen Verwaltungsgrenzen älterer Zeiten gegeben gewesen, soweit es sich nicht um Veränderungen handelt, die diese Grenzen überspringen

kunnten. Jahrhundertlang war die Bevölkerung genötigt, in diesen politischen Einheiten zu leben. Die Guts herrschaften duldeten nicht das Wegheiraten aus ihren Gebieten, auch sonst bestanden Schranken genug, die es mit sich gebracht haben, daß die Zusammenhänge in den gegebenen Verwaltungseinheiten enger waren als heutzutage. Die moderne Dialektgeographie kann immer wieder feststellen, daß die Grenzen vieler mundartlicher Erscheinungen auf den Grenzen früherer und z. T. noch jetziger Verwaltungsbezirke verlaufen. Wo die Grenze der Grafschaft Glatz ging, hört heute die Masse der glätzerischen Eigentümlichkeiten auf. Hat es einmal in einem engeren Gebiete Verschiedenheiten gegeben, so haben sie sich innerhalb der gegebenen Grenzen ausgeglichen. Das ist bei einer Vergleichung mit Zuständen im Altlande wohl zu beachten. Wir sind keineswegs imstande, das gesamte Verbreitungsgebiet einer heutigen Erscheinung mit einem eben solchen im Westen der Elbe zu vergleichen, so lange wir nicht die beiderseitige Ausdehnung in früherer Zeit kennen. Wir würden notwendig Irrtümer begehen müssen, wenn wir den heutigen Verbreitungsumfang einer ländlichen Einzelheit ohne weiteres in das Mittelalter zurückprojizieren.

Ein Beispiel möge das verdeutlichen. In der Stadt Bielitz und einigen Dörfern dieser Sprachinsel sprechen die alten Leute dot für daß, etta jetzt, dot dies. In Wilhelmsau in derselben Sprachinsel gibt es doda daß du, et jetzt. Die gleiche Besonderheit — es sind Ausnahmen der hochdeutschen Lautverschiebung — gilt heute in der kölnerischen Mundart. Ist man aber daraus berechtigt zu schließen, daß in der Bielitzer Sprachinsel kölnerische Einwanderer eine große Rolle gespielt haben, eine größere als in den anderen schlesischen Gegenden? Nein, denn im Mittelalter sind die gleichen Ausnahmen auch auf hessischem und thüringischem Boden bezeugt, sie fehlen zwar anscheinend in Schlesiens, tauchen aber in der mitteldeutschen Ordenssprache des Nikolaus von Jeroschin auf, der in Ostpreußen geschrieben hat. Es ist nur der Schluß erlaubt, daß sich in der Bielitzer Sprachinsel eine früher weiter verbreitete Aussprache bis heute unter günstigen Umständen behauptet hat, weil Sprachinseln volkskundliches und sprachliches Gut treuer bewahren können als andere Landschaften. Wir dürfen vorsichtig nur sagen, daß hierher Ansiedler aus dem Verbreitungsgebiete der dat, dit usw. des 13. Jahrhunderts gekommen sind. Da die Siebenbürger Sachsen die gleiche Besonderheit besitzen, so wird die Wanderung nach Siebenbürgen wohl durch Schlesiens hindurchgegangen sein, zumal die geographischen Zusammenhänge darauf deuten, ohne daß wir aber wieder ein Zurückbleiben siebenbürgischer Ostfahrer in Schlesiens behaupten dürfen.

Es herrscht und herrschte auf dem Gebiet der schlesischen Sprachlandschaft ein sprachliches Leben, das Veränderungen im kleinen und großen schuf. Keine Landschaft — nicht einmal die Sprachinseln — ist isoliert ihrer Nachbarschaft gegenüber und Einflüssen in größerem oder kleinerem Maße zugänglich. Der Verkehr ist der Träger der

Neuerung, wozu das Nachahmungsbedürfnis tritt. Die Sprache der höheren Stände ist seit jeher ebenso vorbildlich gewesen wie ihr Lied, ihre Tracht, ihre anderen Sitten. Was als feiner gilt, findet heute noch leicht seinen Weg von der Stadt auf das Dorf, von einer Gegend in die andere. Das bekannteste Beispiel aus der Sprachgeschichte sind die mittleren Rheinlande, die seit dem Mittelalter, besonders aber seit dem Ausgang dieser Periode, durch südliche Strömungen so umgestaltet worden sind, daß sich die ursprünglich niederdeutsche Grundlage in eine mitteldeutsche verwandelt hat. Auch Schlesien ist nicht isoliert geblieben, obwohl die keilförmige Erstreckung ins Elbenland eine gewisse Abtrennung vom Mutterland bedingen mußte. Der Zusammenhang mit Böhmen-Mähren und damit Österreich einerseits, die Beteiligung bayrischer Siedlerelemente andererseits haben, besonders in der Zeit des politischen Einflusses Böhmens, im 14. Jahrhundert südlichen Neuerungen den Weg nach Norden geöffnet. Wenigstens die Anfänge der Zerdehnung der mittelhochdeutschen Laute *i* *ü* *iu* (vgl. mittelhochd. *wîn*, *hûs*, *lûte* zu schriftdeutschem *Wein*, *Haus*, *Leute*) könnten von den bayrischen Ansiedlern mitgebracht worden sein, der Anstoß zur Durchsetzung aber scheint im 14. Jahrhundert von einer Strömung vom Süden zu kommen, da Landschaften wie Ostschwaben, Ostfranken, Meissen usw. sich anschließen. Das älteste Schlesiſch, das für altes *hs* ein *ss* sprach (z. B. *Dressler* für *Drechsler*), hat seit dem späten 14. Jahrhundert dafür das heute in der Schriftsprache herrschende aus Bayern stammende *ks* (*chs* geschrieben, vgl. *Fuchs*, gesprochen *fuks*) eingeführt. Nur Reste (z. B. der Familienname *Dressler*, das mundartliche *daistl* für *Deichsel* u. a.) verraten noch die ältere Sprechweise. Auch das gebirgsschles.-glazische und z. T. in Ostböhmen-Nordmähren verbreitete *-a* für *-en*, *-la* für *-lein* scheint mit solchen Einflüssen zusammenzuhängen, da es im Bayrischen ebenfalls belegt und dort, wo bayrische Einflüsse deutlicher hervortreten, zu finden ist. Freilich ist die geschichtliche Stütze noch zu liefern. Klarer tritt eine seit dem Ausgang des Mittelalters hervortretende West-Ostströmung vor die Augen, die oberſächſiſches, z. T. mit der Schriftsprache übereinstimmendes Sprachgut nach Osten getragen hat. Ihr Weg ist die alte Handelsstraße von Leipzig über Dresden nach Görlitz-Breslau. Sie hat das schon erwähnte mitteldeutsche *kw* mitgeführt, sie hat aber auch schließlich die mit dem Schriftdeutschen zusammengehende Aussprache *Schwein*, *Haus* für mittelhochd. *swîn*, *hûs* gegenüber den in den Diphthongierungs-mundarten geltenden *švên*, *hôs* durchgesetzt. Diese Eigentümlichkeit hat nämlich früher bedeutend weiter nach Süden gereicht als heute. Noch jetzt wird im Friedländer Zipfel Nordböhmens *švên*, *hôs* gesprochen, nördlich davon aber *švain*, *haus*. Doch gibt es hier noch Orte, die die Aussprache mit *ê*, *ô* kennen. Das Friedländer Land ist also durch die West-Ostströmung isoliert worden. Ähnlich ist für früheres *belt*, *foks*, *möller* (mit geschlossenen Selbstlauten) die „feinere“

Aussprache Bild, Fuchs, Müller eingebürgert worden. Ein wohl für unvornehm oder gar polnisch gehaltenes dunkles l wurde durch das in der Schriftsprache herrschende verdrängt — im Friedländer Zipfel ist es wieder bewahrt geblieben. Das einst weit verbreitete nau, getrau ist seit derselben Zeit durch das schriftsprachliche neu, getreu ersetzt worden, nur in alten Orts- und Familiennamen finden wir noch nau (Naumann, Naumburg). Diese Strömung, die von Sachsen her wirkt, hat also westliches Kulturgut längs des Nordrandes der Sudeten nach Osten vorgetragen und älteres einheimisches zurückgedrängt. Es ist dadurch erst die heutige Begrenzung der Diphthongierungsmundarten, aber auch die der anderen Mundarten erzielt worden. Es ist leicht begreiflich, daß diese Strömungen unbedingt in Rechnung zu stellen sind, wenn wir die schlesischen Teilmundarten mit anderen deutschen Dialekten vergleichen wollen. Werden sie nicht berücksichtigt, muß sich notwendig ein falsches Bild ergeben.

Noch etwas Anderes wird aber dadurch klar. Es gibt Gebiete, wo größere und raschere Veränderungen vor sich gehen und andere, die ältere Zustände besser bewahren. Nördlich der Sudeten liegt das von den Strömungen stärker erfaßte Land, da hier die wichtigen Straßen durchgehen. In den Gebirgen, besonders in den Sudetenländern, herrschen etwas zurückgebliebene Mundarten. Solche Gebirgsgegenden waren eben dem Verkehr mehr entrückt. Sie bewahren ja alles Volksgut länger, darum auch die Mundart. Das Gleiche trifft für die Sprachinseln zu, die die Isolierung durch die fremdsprachliche Umgebung, das Entrücktsein von den großen Weltstraßen in eine konservativere Stellung gedrängt hat. Nicht daß hierher keine Neuerungen kämen! Aber ihre Kraft ist geschwächt, die Wirkung stellt sich später ein. Für das Studium der schlesischen Mundarten aber erhellt daraus die wichtige Lehre, daß wir in diesen konservativeren Gebieten mehr Altschlesisches erwarten dürfen als in den Hauptverkehrslandschaften. Hier müssen besonders genaue Untersuchungen einsetzen und mit den Aufschlüssen, die die vergleichende geographische Betrachtung sowie die Auswertung alter Schreibungen gewähren, kombiniert werden. Schönowald bei Gleiwitz kennt noch -chen als -cha (tepecha Töpschen) zur Bildung von Verkleinerungen, spricht noch altes tv (tväre quer), für i, u, ü gelten geschlossene e- und o-Laute. Das dunkle l ist nicht nur in den Diphthongierungsmundarten und dem Friedländer Gebiete, sondern auch in den Sprachinseln, im Ruhländchen, im mährischen Thextale bekannt. Die Herausarbeitung dieser Begriffe der Landschaften und Sprachströmungen hat eben erst begonnen und verspricht noch manche schöne Ausbeute in der Zukunft.

Vor unseren Augen spielen sich junge sprachliche Verdrängungen ab, die lehrreich für das Schicksal der Untermundarten wie des Gesamtschlesischen sind. In der Grafschaft Glatz gewinnen Formen wie trën tragen, getsën gezogen an Boden und bald werden Aussprachen wie tröen, getsöen noch mehr eingeschränkt sein, als sie es heute schon

sind. Nur der Süden der Grafschaft und einzelne Dörfer im Braunnauer Ländchen in Ostböhmen und im Adlergebirge kennen noch die ältere Aussprache: sie sind die Rückzugsgebiete des gläzischen Raumes! Anderorts werden fröin fragen, zöin sagen durch das für feiner gehaltene frön, zön beseitigt. In Nordböhmen und den Städten überhaupt gelten oberländische Formen für vornehmer als die noch bei den Bauern gesprochenen. Wo das Land noch glëva für glauben gebraucht, sagt der Städter vielleicht schon glöbm. Besonders im Westen des Schlesiens, in Nordböhmen und der sächsischen Lausitz bröckelt schon seit Jahrhunderten der schlesische Dialekt ab und dringt immer mehr das Oberländische vor. Das schlesische Gebiet schrumpft also ein! Es ist ein unaufhaltbarer Prozeß, unmerklich dem flüchtigen, fühlbar aber dem aufmerksamen Blick. Wieder ergibt sich daraus aber eine wertvolle Folgerung für die Geschichte der schlesischen Sprachgemeinschaft: sie hat in früheren Zeiten weiter nach Westen gereicht! Durch solche Beobachtungen kommt Leben in die anscheinend starre sprachliche Masse. Die Mundart ist nur eine Seite des Volksgutes, aber nicht die unbedeutendste. Wer das Volk liebt, muß seine Mundart achten. In der Fremde erweckt sie Sehnsucht nach der Heimat. Sie verdient nicht die Geringschätzung, die man heute noch ihr entgegenbringt. Gewiß, die Schriftsprache ist notwendig, und wenn sie nicht da wäre, müßte sie schleunigst geschaffen werden. Deswegen kann aber im häuslichen und örtlichen Verkehr die Mundart bestehen bleiben. Sie ist das Echte, die Schriftsprache das Künstliche. Sie zu hegen bedeutet Volksgut pflegen!

## Ein Dichterbekenntnis zur heimischen Mundart

Hans Christoph Kaergel,

geboren in Striegau am 8. Februar 1889.

Es gibt für mich nur eine Brücke zur Heimat, das ist die Mundart. In ihrem Klange allein wird mir das Geheimnis offenbar, das zwischen der Erde und der Sprache der Menschen besteht. Ein Dichter, der nicht die Melodie der erdgewordenen Sprache in sich trägt, wird wohl auch nie die letzte Offenbarung der Natur empfangen. Die schlesische Mundart ist für mich ein nie versiegender Quell ursprünglichen Lebens. Deshalb muß ich ihr mit tiefster Hingabe freudig in meinen Vorträgen dienen und in meiner Zeitschrift „Wir Schlesier“ ihr immer wieder liebend Geltung verschaffen.



## Brauchtumslieder und Sprüche im Jahreslauf bei den Schlesiern der Sudetenländer

Von Dr. Emil Lehmann

Auch in Böhmen, Mähren und Schlesien, den von Deutschen und Tschechen gemeinsam bewohnten Ländern, erweisen sich die schlesischen Deutschen als ein sangesfroher und spielfreudiger Stamm. Ein reiches Brauchtum belebte die sauberen, wasserdurchplätscherten Waldhufendörfer, die sie hier fast ausschließlich bewohnen. Und es ist nicht schwer, bezeichnende Proben von Liedern und Sprüchen aus den verschiedensten Bezirken — von Nord- und Ostböhmen bis zum Altvatergebiet und zum Ruhländchen — zusammenzubringen, in denen das Jahresbrauchtum seinen Ausdruck gefunden hat. Mit dem fröhlichen Klang der Mundart grüßt uns in ihnen die Art dieses Stammes, der ebenso treu an Heimat und Herkommen hängt wie er weit in die Welt auszugreifen gewohnt ist, grüßt uns der Geist, die Stimmung, die in den balkengefügten Gebirgshäuschen waltet, die in den langgestreckten Reihendörfern Alt und Jung zur Gemeinde vereinigt.

### Commer singen und Lodaustragen.

Das Commer singen war allenthalben üblich. Es fand zumeist am dritten Sonntag vor Ostern statt. Mit einem festlich geschmückten „Maibäumchen“ gingen die Mädchen von Haus zu Haus „maidern“, wie man im mittleren Nordmähren sagte. Das Lied, das dabei gesungen wurde, liegt in vielerlei Formen vor; im Riesengebirgsland, bei Trautenau, lautete es so:

Mir kumma mi'm Summer reigetrata:  
Mir hon eich nej umsunst gebata.  
Zum Summer und zum Meja  
Die Bliemlan ollerleja,  
Die Zweichlan voller Bliemelein:  
Der liebe Gott werd bei uns sein.  
Dort duwa of sem Throne,  
Do singa die Engalan schone.

Kleine Fischlan, kleine Fischlan  
Schwimma ei dam Teichla;  
Rute Rieslan, rute Rieslan  
Wachsa of dam Streichla;  
Weiße Lilja, weiße Lilja  
Wachsa of dam Stengel:

Der Herr is schien, der Herr is schien,  
Die Frau is wie a Engel.

Dos Löchtala is hiebsch un fein,  
Ge trät a seidnes Lächerlein,  
Ge lät dos Lichla fliecha:  
Ge werd en Schamster\* friecha.  
Der Herr is hüsch, die Frau is fein,  
Ge trohn du Gold a Ringelein.  
Der Herr sitzt of da Ufenbank  
U hot a Geldsack ei da Hand.

U werd sich's nej bedenka,  
Zum Summer uns wos schenka.

Kürzere Lieder aus anderen Gegenden erscheinen oft nur wie Bruchstücke. Aus dem südlichsten Aldergebirgsdorf, aus Neudorf bei Landskron, haben wir folgende Fassung:

Rute Rusa, rute Rusa  
Wachsa of am Stengel;  
Der Herr is schien, der Herr is schien,  
Die Frau is wie a Engel.

Der Herr, der hot 'n bloa Rock,  
De Frau, die hot 'n Groschatog;  
Sie wat sich wul bedenka  
Dn ons a Gröschla schenka.

Gott verleiht 'r a langes Laba!

Ähnliche Sprüchlein greifen auch auf das Schönhengster Land über, das zwar sprachlich nicht mehr zum Schleßischen gehört, im Brauchtum jedoch übereinstimmt. Eine Reichenberger Fassung zeigt uns noch die alte Verbundenheit des Maisingens mit dem Todaustragen, die sich im Tschechischen erhalten hat, während bei uns sonst beide Bräuche auseinander getreten und den beiden Geschlechtern zugewiesen worden sind.

Mej, lieber Mej,  
Beschier uns Kas und Ej,  
Eine gude Pottermäcke,  
Doß mir könn de Kucha fleckn!

\* Greier

Schie Haus, schie Haus,  
 Guckt ejne schiene Zumpfr raus,  
 Word sich wull bedenk'n,  
 Word uns wull wos schenk'n:  
 Gj Schouk, zwej Schouk,  
 Hundert Gölben drönne.

'n Tod, 'n honn mir nausgetrieben,  
 'n lieben Summer brengn mir wieder;  
 'n Meß steckn mir ai de Are,  
 Doss mir reich und selich warn.

Nach dem Schlußwort wäre das Maibäumchen in die Erde gesteckt worden wie der große Maibaum, der aber gewöhnlich erst am 1. Mai aufgerichtet und ein paar Wochen später mit einem breit ausgespannenen Spiel gefällt worden ist. Auch ein Spruch aus dem Adlergebirge bezeugt die alte Zusammengehörigkeit der beiden Bräuche. Zum Tодаustragen wurde bei Mähr.-Neustadt das Lied von Jesus und den Juden gesungen; oder es wurde, unweit davon, bei Markersdorf, eine Puppe wie ein Mädchen angezogen und von Mädchen von Haus zu Haus getragen mit dem Liedchen:

Was tragen wir? Was tragen wir?

Alleluja,

Den ledigen Tod begraben wir.

Gelobt sei Jesus und Maria!

Die folgenden Strophen sind Spottreime, die bei jedem Hof etwas anderes herausgreifen, z. B.:

Beim Schmied, dou hont's a hohe Birk,

Alleluja,

De Schmiedin is och a Mariabild!

Gelobt sei Jesus und Maria!

Beim . . . dou hont's an groß'n Hohn,

Alleluja,

Die Anna hätt so garn an Mon!

Gelobt sei Jesus und Maria!

Zum Schluß wurde die Puppe verbrannt.

Wenn dieses vorösterliche Maiensingen und Tодаustragen mit dem Maibaum des Maimonats ursprünglich zusammengehörte, so könnte diese Einheit, die auch R. Wagner (Ostböhmische Heimat, 1928) hervorhebt, wie ich in meiner „Gudetendeutschen Volkskunde“ angegeben habe, durch das dazwischen fallende kirchliche Osterfest zerteilt worden sein.

### Osterbräuche.

Das Osterfest beginnt am Palmsonntag mit der Palmenweihe. Vom Gründonnerstag an müssen die Jungen mit ihren Ratschen und Klappern das Glockengeläute ersetzen. Die Mädchen zogen mit dem Spruch umher (Hermisdorf bei Braunau):

Gelobt seist Chrest zom Friendoonerschtiche!  
 Seid gebaata em'n Hoonichschmiete!  
 On a Gi derzuune,  
 Do seid er 'n hiebsche Muhme!  
 Lott mich ne zo lange stiehn,  
 Ich muß nooch a Hoisla wetter gieh'n.

Daß dieser Tag auch sonst noch im Brauchtum seine Bedeutung hatte, das sei durch ein Sprüchlein aus Römerstadt belegt:

Heute ist der grüne Donnerstag,  
 Daß Schlange und Natter vor mir erschrak.  
 Wenn sie mich wer'n schmecken, riechen,  
 Sie gleich hundert Meilen in die Erd neikriechen.

Zu einem Hauptspaß für die Jugend ist das Schmeckostern des Ostermontags geworden. Recht anschaulich schildert uns ein Spruch aus unserem Schlesierländchen diesen alten Fruchtbarkeitszauber:

Ez komb'r zu dan liba Ustan —  
 Lott daos Lächtala a wing schmackustan:

Denne, denne em a Koop,  
 Daosß de dinkst, 's is a Klieslatoop!

Denne, denne em a Kecka,  
 Daosß dich nie de Berda drecka!

Denne, denne em de Drma,  
 Daosß dich lannst dr Lait drborma!

Denne, denne em de Hand,  
 Daosß de Laite waan drkaunt!

Denne, denne em de Fissa,  
 Daosß de lannst de Alba grissa!

Madle, Madle, loß dich peitschen,  
 Doß dich ne de Flöhlen beißen!  
 Gib mir an Kuchen und a Gi  
 Und a Stückle Zugab!

Der letzte April gilt der Hexenvertreibung. Da singt man in Proschwitz bei Hohenelbe am Wolproben, dem Walpurgisabend:

Johannes, spinn o!  
Drei Rog'n voro!  
Drei Meislan voraus!  
Johannes uben drauf,  
Dan Blocksbarg nanf!

Nun erst ist die Bahn frei für die Segenskräfte des Sommers.

#### Sommerluft.

Sobald die Bäume in Saft kommen, machen sich die Jungen Pfeifeln, wozu sie die uralten Bastlöfereime sprechen; es sind ihrer auch bei uns viele erhalten. Der von Freudenthal lautet:

Pfiepla, Feisla, gut gerot'n,  
Gi dr Mett an Pottreknor'n!  
Wenn d' mir nie gerotst,  
Schmeiß ich dich ein Grobn,  
Grass'n dich die Roben,  
Schmeiß ich dich ein Templ,  
Grass'n dich de Gempl,  
Schmeiß ich dich ein Leich,  
Grass'n dich de Wassermäus,  
Schmeiß ich dich ein Wald,  
Holt dich der Kuckuck bald!

Wie innig sich hernach alles Denken und Wünschen des Landvolks dem Wachstum und Gedeihen der Feldfrüchte zuwendet, das bekunden die verschiedenen Segensprüche, die sich erhalten haben. Ein solcher Gruß steckt sicher auch im Anfang des Liedes

Blüh auf, blüh auf, mei Summerkorn,  
Ich hab wohl heut mein Schaz verlorn . . .

Am zartesten und ergreifendsten wandte man sich an den blaublütigen Flachs; der schönste dieser Flachssegen ist der aus dem Schönhengstgan:

Ich grüße dich, mein lieber Flachs!  
Du nimmer nig, wie immer wach,  
Long wie a Weid',  
Klor wie a Geid',  
Der Mutter Gottes auf a Kleid!

Schon am Mathäustag umtanzten die Kinder, nur mit dem Hemd bekleidet, die Obstbäume — auch im Schönhengster Lande — und segneten sie:

D mei lieber Nothstog,  
Wie weit mei Hol (Hall) gieht:  
Bos ahinter in de Leit:  
Doß olls bekleidt,  
Doß gor nix nockert bleit,  
Doß olla Bam Obest trogn!

Was dem Gedeihen schaden könnte, das wünschen sie fort: den Nebel, den Regen (in Römerstadt):

Nabel, Nabel,  
Schweng dich of die Gabel!  
Schweng dich auf zur Himmelstür,  
Loß de liebe Sonn afier!

Sonnarän!  
Gieh ahäm!  
Gieh eis liebe Glockenhaus,  
Laß de Sonne raus!

Sie singen die fliegenden und leuchtenden Tierlein an, den „Sommerkäfer“, wie überall in Deutschland; so bei Hohenelbe:

Summakewola, flieh!  
Der Votr is im Kriech,  
Die Muttr is eis Pummerlond,  
Brengt ons jedm a Wiechnbond.

So heißt es hier in der Schlußzeile statt des sonstigen: „Pommerland ist abgebrannt“. Vielleicht wird hier dieser Landesname mit „Pummer“ für Kind zusammengebracht, wie es in verschiedenen Sprüchen heißt: „Ich bin a kleiner Pummer!“ Das würde dann die Brücke zum „Wiegenband“ schaffen.

An die Sonne selbst richtet sich ein Spruch, der bei den Deutschen in der Zips, in unseren slowakischen Gebieten, erhalten ist:

Sonne, Conne, scheine  
Bis of Kathreine,  
Die ejne sengt,  
Die andere sprengt,  
Die drette hält  
Es himmlische Rend.

Das Pfingstfest ist in unseren schlesischen Gebieten weniger mit Volksbräuchen ausgestattet als im Böhmerwald und im Egerland. Es ist vorwiegend ein Fest kirchlichen Gepräges ebenso wie der Fronleichnamstag mit seinem Festumzug. Die Sonnenwendfeier wurde erst seit den letzten Jahrzehnten auf den 21. Juni verlegt; vordem zündeten die Jungen am 24. ihr Johannesfeuerle an. Bei den vielfachen Gebräuchen, die damit zusammenhängen, z. B. beim Kranzwerfen, war aber manchmal strengstes Stillschweigen vorgeschrieben.

### Erntezeit und Hirtenleben.

Zum Erntefest waren feierliche Ansprachen gebräuchlich.

Da Gott uns, der allmächtige Schöpfer,  
Kraft und Gesundheit verliehen hat,  
Das Fest der Ernte zu feiern,  
So schenken wir Ihnen die Schnitterkrone  
Zum Danke für die Erntezeit,  
Daß Gott der Herr Sie wieder belohne  
Mit Gesundheit, Glück und Zufriedenheit.

Mit diesen Worten setzt die Magd dem Hausvater den „Wazkranz“ (Weizenkranz) nach mittelnordmährischem Brauch aufs Haupt.

Mit der Kirchweih fand das Wirtschaftsjahr einen festfröhlichen Abschluß; verschiedene Volksbräuche sind überliefert, aber kein eigentliches Brauchlied, das die ganze Kirmerzfreude zusammenfaßte.

Das Hirtenleben konnte sich in unseren Schlesiergebieten prächtig entfalten; es ist auch jetzt noch nicht ganz verdrängt und die Hirtenweisen haben sich bis heute erhalten.

Das bekannteste ist das Lied vom Feuerle:

Brieh, Feuerla, brieh!  
Ich hitt ne garne die Rüh —  
Ich hitt viel lieber die faula Ziecha,  
Doß ich konn bei man Feuerla liecha.

Mit langgezogenem Hollah und Hollah rufen die Hirten einander an. Die Säumigen werden geneckt, die „Frühentreiber“ verspottet, die „Späentreiber“ aber bekommen es noch verber zurück. Von den folgenden Proben ist das erste aus der kleinen Sprachinsel Bredek-Wachtel südlich vom Schönhengstgau in Mähren, die arg bedroht ist, die folgenden stammen aus dem Friedebergger Steintegenländchen.

Holloh, holloh, ruter Hohn!  
Da Kiehhirt is a fauler Moon  
Ar trägt da Kieh om Logerplon  
Vom Logerplon glei ei da Haad!

Da Kiehhirt is wohl goar nisch waat.  
 Da Kiehhirt soll mer hänga  
 Mit vierundvierzich Stränga!  
 Wenn da Sträng wan zoreßn sein,  
 Wird der Kiehhirt sul . . . sein.  
 Holloh, holloh, holloh, holloh!

Hurauta, hurauta!  
 's Kiehla gieht zu Kranta,  
 's Kalbla gieht drnaba.  
 Die Bucha sein gespala,  
 Die Tonna sein geweppelt:  
 Häla, häla,  
 Seffla is a fauler Kleppel!  
 U häla ho,  
 Bist a fauler Kleppel,  
 Lust a Nogber zu Schoda hitta!  
 Bist ni gane a Kiehla noch!  
 Wurauta, wuraute!  
 De Kiehla giehn em Kraute!

Die schönste Zeit des Hirtenlebens begann mit dem St. Michaelstag. Da war der Hirt  
 Freiherr und konnte auf allen Feldern hüten:

Hohoh!  
 Michaele is schon do!  
 Michaele is vorüber,  
 Kon ich hita bondüber,  
 Bondüber, bondei,  
 Ei Grummet, ei Hei  
 Ei Wiese, ei Gros —  
 Wos mocht mi denn dos?

Dr Paner kemmt raus,  
 Ich loch a bloß aus!  
 Dnd wat a wos sähn,  
 Do war ich a fehr'n.  
 Dnd wat a mich foppa,  
 War ich 'm 's Maul glei stoppa.  
 Dnd wat a mich zäh'n —  
 Do war ich a verklähn!



Endlich ober geht es mit dem Liedel nachhause:

Ihr Herta, treibt ei!  
's is de hichste Zeit nei!  
Die Glectla, die Klenga,  
Die Bögala senga,  
Die ale Kuh brummt,  
Die Mutter ruft: Rumm! Rumm!  
Neiho! Neiho!

### Advent und Weihnachten.

Je dunkler die Tage werden, desto geheimnisvoller werden sie: desto größer das Verlangen, in die Zukunft zu schauen. Das setzt am stärksten mit dem Andreastag an, der verschiedene bekannte Bräuche und Sprüchlein hat (so auch in Nordböhmen; das letzte aus dem Trantenauer Bezirk):

Rainzaun, ich schüttle dich,  
Feinslieb, ich wittre dich:  
'rauf oder 'runter,  
rüwer oder 'nüwer —  
Feinshündle, bill!  
  
Bettbrat, ich trat dich,  
Heilger Andreas, ich bat dich:  
Ge(h) mer dann an Augenschein,  
Der da soll mein eigen sein!

Andreas,  
Deus meus,  
Laß den Geliebten meinen  
Mir im Traum erscheinen!  
In der Tat  
Heute Nacht,  
Wie ihn Gott geschaffen hat.

Als Vorbote des Christkinds kommt bald der heilige Nikolaus: er kommt auf einem Schimmel ins Schlesierland eingeritten:

Ich bin der Nickel aus dem Himmel  
Mit einen weißen Schimmel.  
Ich komme aus dem Himmelreich,  
Ich strafe die Faulen alle gleich.  
Wenn die Kinder nicht fleißig beten und singen,  
Wird ihnen die Rut' auf dem Rücken rumspringen.

Er nennt sich aber auch den Nickel vom Schneegebirg oder gar nach einzelnen Orten selbst, z. B. den Nickel von Pasich. In Mähr.-Neustadt zieht zum 8. Dezember auch eine Nickelmutter um.

Zu den Weihnachtstagen selbst hat sich ein reiches Volksdrama gestaltet: oft findet aber nur ein Umzug durchs Dorf statt, vielfach mit kürzeren Liedern oder Sprüchen.

Christkindle, sohr rüm,  
Schütt bei unsern Tor üm!  
Loß die Pfafferreiter liegen,  
Doß bir Kinder olle wos kriegen!

So ersahnte man das Christkind bei Sternberg in Nordmähren.  
Der Neujahrswunsch zu Reichenberg lautete:

Wir wünschen den Herrn ein' gesegneten Tisch,  
An allen vier Ecken einen gebratenen Fisch  
Und in der Mitte ein Gläschen mit Wein —  
Das soll den Herrn ihr Denkmal sein.

Wir wünschen der Tochter ein goldenes Lamm  
Und über das Jahr einen Bräutigam  
Wir wünschen dem Sohn ein gesattelttes Pferd,  
Zwei blanke Pistolen, ein goldenes Schwert!

Wir wünschen der Köchin ein paar kupferne Kann'  
Und über das Jahr ein' buckligen Mann  
Mit rotem Haar!  
Auch dieser soll leben dreihundert Jahr.

Aus Starkstadt im Aldersbach-Wefelsdorfer Gebiet ist ein Lied erhalten, das gesungen wurde, wenn der Lehrer mit den Singknaben am Vorabend des Dreikönigstages durch die Gemeinde zog, um an jedem Haus sein K. M. B. anzuschreiben:

Ein Kind geboren zu Bethlehem,  
Es freut sich ganz Jerusalem.  
Meluja!  
Drei König' von Sabat kamen an,  
Gold, Weihrauch und Myrrhen brachten sie dar.  
Meluja!  
Gelobt sei die allerheiligste Dreifaltigkeit  
Von nun an bis in Ewigkeit.  
Meluja!

Die religiöse Innigkeit des schlesischen Stammes erreicht in den Weihnachtsspielen ihren Höhepunkt, vor allem in den Hirtenzügen. Es ist, als ob sich hier die Wirklichkeitsfreude der weltlichen Hirtenreime mit der Glaubensstiefe der geistlichen Dichtung ver-

einigte, um durch scharfe Gegensatzwirkung zu ergreifenden Wirkungen zu gelangen. Begreiflicher Weise schwingt das Gemütsleben in der anschließenden Faschingszeit nach der entgegengesetzten Richtung aus.

### Faschingszeit.

Da ziehen im Riesengebirge die Plumpenmänner auf. Ein ganzer Festzug von herkömmlichen Typen führte überall sein festgelegtes Spiel durch. Die Rockenstuben entfalterten ihre größte Fröhlichkeit, bis sie mit einem Schadabend endeten. Eine ganze Anzahl von Brauchformen setzte am Faschingsdienstag mit dem zwölften Bloßenschlag ein als Abschied von der übermütigen Zeit. Zum Bassbegraben sang man ein Lied (in Mähr.-Neustadt) auf die Lumpen:

Bin eines reichen Kaufmanns Sohn,  
Der all sein Geld versoffen schon;  
Drum muß ich mir eins pumpen  
Von liederlichen Lumpen.  
O du Lump, du bist ein Lump!  
O du Lump, du bleibst ein Lump!  
O du liederlicher Lump!

Aus Lumpen macht man Briefpapier,  
Aus Lumpen macht man Schreibpapier,  
Darauf wird stets geschrieben,  
Nur die Eltern zu betrügen.  
O du Lump, du bist ein Lump!  
O du Lump, du bleibst ein Lump!  
O du fürchterlicher Lump.

Und sie trugen eine Leiche  
Und die Leiche, die war tot!

Die Strophen sang der Chor, nur die Schlußzeile derjenige, der bei diesem Scheinbegräbnis den Bischof machte.

Um diese Zeit pflegte man auch das Spiel vom Sommer und Winter aufzuführen, das in den schlesischen Gebieten des Endetendeutschtums eine längere Grundform aufweist, mit einer Einleitung und einem Schluß, als in Nordwestböhmen und Westböhmen. Es stimmt mit der Glager Fassung überein. Und wenn einmal der Winter sich besiegt geben muß, so ist es nicht mehr weit bis zum Doppelbrauch des Lodaustragens und Sommer-singens, von dem wir ausgegangen sind.

Zu all diesen Liedern und Sprüchen gehört die besondere Weise des Singens oder Vortragens. Und es gehört dazu die freudige Spannung, mit der Kinder und Erwachsene im schlesischen Reihendorf die Umziehenden erwarten, die mit ihrem Auftritt von Haus zu Haus die Dorfleute zur Gemeinschaft verknüpfen, die sie an der gleichen Festlichkeit, an den gleichen Sinnbildern und dichterischen Ausdrucksformen teilnehmen lassen.

## Schlesische Dialektdichter und Schriftsteller in Böhmen

Von Karl R. Fischer

Der schlesischen Mundart wurde verhältnismäßig erst spät Aufmerksamkeit gewidmet. Wohl war im 18. Jahrhundert das Ohr schon einigermaßen für die Mundarten geschärft worden, hatten später die Ideen Herders den Sinn für die Ausdrucksformen der Volksseele erschlossen. Zur Sprache der Dichtung wurde das Schlesische durch Karl v. H o l t e i erkoren, der seine formschönen und viel verbreiteten „Schlesischen Gedichte“ (1830) in der Mundart schrieb. Karl W e i n h o l d rückte das Schlesische auch in den Lichtkreis wissenschaftlicher Forschung. Seiner grundlegenden Arbeit „Die Laut- und Wortbildung und die Formen der schlesischen Mundart“ (1853) folgten zwei Jahre später die „Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuche“. Auch auf sudetendeutscher Seite sind zunächst eine Reihe von Arbeiten zu erwähnen, die sich mit der schlesischen Mundart beschäftigen. In seinen noch immer beachtenswerten „Andeutungen zur Stoffsammlung in den deutschen Mundarten Böhmens“ (1864) schenkte Ignaz P e t t e r s auch der schlesischen Mundart entsprechende Beachtung, 1888 gab dann Franz K n o t h e ein „Wörterbuch der schlesischen Mundart in Nordböhmen“ heraus. Während Weinhold als Universitätsprofessor eine Generation von Mittelschullehrern und jungen Gelehrten für die Mundart begeisterte, wirkte der Einfluß Knothes, der an mehreren Lehrerbildungsanstalten tätig war, in den Lehrern der deutschen Volksschulen nach.

Im sudetendeutschen Gebiete gelangte das Schlesische trotz dieser Bemühungen nur langsam und zaghaft zu größerer Schätzung. Obwohl die frühere Generation sozusagen noch in der Mundart aufgewachsen war, schämte sich der sogenannte Gebildete bis in die letzten Jahre, ja bis heute, umso mehr vor ihrem Gebrauch, als seine Bildung fraglich ist. Er bedient sich der Mundart niemals im öffentlichen Gespräche oder bei irgend einer Feierlichkeit, auch wenn er das Schriftdeutsche noch so kümmerlich radebrecht. Aber auch daheim und „unter sich“ verschwand die ältere körnige Mundart und macht einer unschönen Gassensprache Platz. Ich habe einmal an anderer Stelle erzählt, wie ich in einer nordböhmischen deutschen Stadt aus einem Hotel — angeblich ersten Ranges — wo Engländer, Franzosen, Türken, kurz Angehörige aller Völkerschaften verkehren, hinausgewiesen wurde, weil ich „an Kalbsbroutn mit Aräpln“ bestellte.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde auch in den Sudetenländern der Volkskunde die verdiente Beachtung geschenkt und der Kreis der Sammler volkskundlicher Überlieferungen wuchs von Jahr zu Jahr. Schon 1891 hatten Alois H r u n s c h k a und Wendelin L o i s c h e r durch die Sammlung „Deutsche Volkslieder aus Böhmen“

eine überaus wertvolle Arbeit geleistet, doch umſchrieb erſt Dr. Adolf Hauffen, Profeſſor an der Deutſchen Univerſität in Prag, den Stand und die Aufgabe der deutſch-böhmischen Volkskunde ſyſtematiſch. Durch ſeinen „Fragebogen zur Sammlung volkstümlicher Überlieferungen in Deutſchböhmen“, Prag 1895, und durch ſeine zuſammenfaſſende „Einführung in die deutſchböhmische Volkskunde nebst einer Bibliographie“, Prag 1896, iſt er der Begründer der ſudetendeutſchen Volkskunde geworden. Für unſeren Gegenſtand iſt es indes noch wichtiger, daß im ſelben Jahre ein anderer Gelehrter aus dem Kreiſe Hauffens, Hans Lambl, durch ſeine Schrift „Plan und Anleitung zu mundartlichen Forſchungen in Deutſchböhmen“ im beſonderen auch die Mundart in den Kreis der Sammlung und Forſchung einbezog, wenngleich der natürliche Endzweck dieſer Anregungen, das ſudetendeutſche Mundartemörterbuch, noch in ebenſo weiter Ferne ſteht wie etwa Idiotika der verſchiedenen Dialektgruppen des Schleiſchen. Dabei ſollen die wertvollen Arbeiten von Friß Wenzel „Studien zur Dialektgeographie der ſüdlichen Laußitz und Nordböhmens“ 1911, von R. Rämpf „Lautlehre der Reichenberger Mundart“ 1920, von Alban Julius Prauſe, „Die Laute der Brannauer Mundart“ 1927, von Friedrich Feſt a „Die ſchleiſſche Mundart Oſtböhmens, I. Die Lautlehre“ 1926 u. a. nicht überſehen werden. Im Geiſte des Altmeiſters Hauffen wirken mit ihm und neben ihm junge Gelehrten an der Prager Deutſchen Univerſität wie Profeſſor Erich Gieraſch und Dozent Erſt Schwartz, Dozent Guſtav Jungbauer, außerdem auch der rührige Gymnaſialprofefſor Emil Lehmann und andere.

Die Verbreitung des ſchleiſchen Dialektes in den Sudetenländern hängt wohl mit der Beſiedlung zuſammen. Hauffen unterſcheidet im Sudetenschleiſchen Gebiete die Mundarten des Iſergebirges, des Rieſengebirges und des Brannauer Ländchens, der auch die Sprechweiſe des Schönhengſter Gaaes verwandt iſt. Die Grenzen laſſen ſich im mittleren Nordböhmen nicht ſcharf ziehen, die obernächſſiſche Mundart geht da allmählich ins Schleiſche über. Dabei haben die Dialekte innerhalb dieſer Gebiete oft noch örtlich und landschaftlich (nach Herrſchaftsgrenzen) ihre Beſonderheiten.

Das Schleiſche iſt ſeit Holtei Sprache der Dichtung, zu beſonderen Ehren hat es Gerhart Hauptmann gebracht, aus deſſen Dramen es im ganzen deutſchen Sprachbereich ſiegreich von der Bühne erklang. Die Heimatbewegung der letzten Jahrzehnte hat nicht nur zur Schätzung des Schleiſchen beigetragen, ſondern ſie hat auch in auffallendem Maße die Schreibluſt der Dichter und die Unternehmungsluſt der Verleger angeregt. Eine große Zahl von Werken wurde auf den Markt gebracht, bei deren Sichtung ich einen möglichſt natürlichen und einfachen Maßſtab anwenden möchte.

Ich glaube, daß es zwei Eigenſchaften in ihrer vollkommenen Vereinigung ſind, die den Dialektdichter auszeichnen müſſen, nämlich, daß er ein wirklicher Dichter ſei und daß

ihm die Mundart vollkommen vertraut ist. Das sind gewiß keine alltäglichen Eigenschaften. Die Erfordernisse einer Dialektdichtung als Kunstwerk bedürfen keiner näheren Auseinandersetzung. Für die Behandlung des Dialektes genügt es nicht, die Straßensprache mit ein paar drastischen mundartlichen Ausdrücken, die vielleicht in eine ganz andere Zeit gehören, zu speißen, wo es mit der Mundart überhaupt hapert und ihr Wortschatz vermeintlich nicht ausreicht, schriftdeutsche Worte und Wendungen einzuflechten oder einfach ein bißchen Schriftdeutsch in fragwürdige Mundart zu übersetzen. Der Mundartdichter muß die Feinheiten seiner Sprache so tief und sicher erfühlt und erfaßt haben, daß er sich nicht nur in der Mundart ohne Zuhilfenahme der Schriftsprache ausdrücken kann, sondern daß er empfindet, in welcher Sprachumgebung ein Ausdruck leben kann oder nicht. Seine Ausdrucksweise muß der Situation und der Person entsprechen. Die Mundart ist charakteristischer als die Schriftsprache; soll sie echt sein, muß der Dichter in der Mundart denken können.

Ein paar Beispiele, die ich zufällig in einem gut gemeinten Heimatgedicht finde, mögen dies näher erläutern. Da kommen u. a. die Ausdrücke „Engelsang“ und „Treuschwur“ vor. Sie sind der Mundart ebenso fremd, wie die gleichfalls verwendeten vorangestellten Genitive „dr Schienheit Band“, „dr Heimat Grund“.

„Und bin ich von Dir Heimat fern,  
Denk' Dauer ich zu jeder Stund',  
Denk' a de liebe Stätte gern,  
Dr liebsten of'n Arndrund. —“

„Dir, Heimat, fern“, „zu jeder Stund“, die „liebe Stätte“, das „Arndrund“ und wie es dann weiter noch heißt, „fern bleibe dar Parteienstreit“ — das ist keine Mundart, sondern es sind abgebrauchte Fügungen der Alltagssprache, die mit echter Mundartdichtung nicht das geringste zu tun haben.

Nun aber die Gegenfrage: Welche Einstellung der Leser oder Hörer ermöglicht solche Gedichte? Diese Art von Mundartdichtern wendet sich an die „Gebildeten“ und setzt stillschweigend voraus, daß diese ebenso wie sie die Mundart nicht kennen oder sie längst vergessen haben, oder sich durch das Eingeständnis ihrer Kenntnis aus Kindheitserinnerungen herabgesetzt glauben könnten. Dichter solcher Art fühlen sich zu Spaßmachern berufen, die eben diesen „Gebildeten“ die Rückständigkeit des Volkes durch schlechte Mundart vorführen, um ihnen Stoff zu überlegenem Lachen zu bieten.

Arme Dichterleute! Ihr habt keine Ahnung davon, wie Ihr bei unseren prächtigen Landsleuten nicht nur die Mundart, sondern auch die Kunst der Darstellung lernen könntet. Es gibt wahre Künstler unter dem Volke, die in ihrem Leben zwar keine Zeile aufschreiben (von denen früher die meisten wohl überhaupt nicht schreiben konnten), die aber wahrhaft epische Künstler sind. Ein Schatz von heiteren und ernsten Geschichten

lebt so im Munde des Volkes, der, soweit er gelegentlich erlauscht und aufgezeichnet wird, zum Besten gehört, was wir in der Mundart haben.

Der sudetendeutsche Schlesier ist derb, schwerfällig und gegen Fremde schweigsam. Aber ihm sitzt der Schalk hinterm Ohr und wenn sich ihm die Zunge löst, kann seine Sprache Heiteres wie Ernstes aussprechen, sie hat Töne und Farben, alle Schwingungen seines Gemütes wiederzuspiegeln.

Eine der ältesten Dialektdichtungen auf sudetendeutscher Seite ist in Reichenberg entstanden und befaßt sich mit der Tuchmacherei, die von altersher in Reichenberg eine Heimstatt hatte und noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Hauptgewerbe der Stadt war. Tuchknappen kamen aus der Fremde, Einheimische wanderten aus, die Tuchmacher waren die wichtigste und gesellschaftlich am meisten bewegte Schicht der Bevölkerung. Ein Eingeborener, P. Franz Keil, behandelte in einer Travestie auf Schillers „Lied von der Glocke“ die Technologie der Tuchmacherei und schuf, (ein wirklicher Dichter) ein farbenfrisches Gemälde der örtlichen Zustände, das im Hintergrunde die Konturen der sozialen und kulturellen Verhältnisse der damaligen Zeit erkennen läßt. Das Gedicht war nur in Abschriften erhalten und wurde lange nach dem Tode des Verfassers (1865) in den „Gedichten in Reichenberger Mundart“ von Ferdinand Siegmund unter dem Titel: „Der Tuchmacher von Ehedem“ zum erstenmal abgedruckt.

Im Jahre 1920 erschien ein vornehmer, mit einer Radierung von Ernst Koch geschmückter Neudruck, zu dem Ernst Posselt in einem Nachworte die Vorgänge der ältesten Tuchmacherei für den Laien erläuterte. P. Franz Keil kam am 21. April 1788 in einer armen Tuchmacherfamilie zur Welt, widmete sich dem Priesterstande und starb am 27. März 1848 als Katechet in seiner Vaterstadt an Typhus.

Die Travestie auf Schillers Glocke blieb auch weiterhin eine beliebte Form für die Mundartdichtung. Wie Keil die Tuchmacherei, versuchte 1890 der Gablonzer Geschäftsbeamte Emil Zillich in seinem Gedichte „Die Gablitzer Sortlerei“ „das Leben unserer Hausindustrie in seinen urwüchsigen Gestalten zu schildern“ und hatte damit guten Erfolg, obzwar er weder an Kraft noch an Plastik die Keil'sche Darstellung erreicht. Es ist bezeichnend, daß auch diese fast vergessene Dichtung nach dem Kriege wieder ausgegraben und 1922 von Franz Lutz, Buchhändler in Gablonz a. N., in zweiter Auflage herausgegeben wurde.

In den gesammelten „Gedichten in Reichenberger Mundart“ bringt Ferdinand Siegmund auch eigene Gedichte, die Ortsangelegenheiten und Ereignisse der Zeit behandeln. Die Tuchmacherei mit ihren Originalgestalten damaliger Tuchträger nimmt auch hier einen weiten Raum ein, aber es ist Siegmund hoch anzurechnen, daß sein Ohr auch Volkslieder nicht überhört und sie seiner Sammlung einreicht. Siegmund beherrscht

die Mundart und hat Formtalent. Die beiden Hefte „Aus der Heimat, Ernst und Scherz aus dem Volksleben der Deutschen in Böhmen“, Reichenberg 1864, 1865 enthalten in Prosa und Reim Reiseabenteuer, lustige Geschichten und dergleichen. Er war gleichfalls in Reichenberg geboren und zwar am 7. Oktober 1829 als Sohn eines Tuchfabrikanten, wurde nach Abschluß seiner Studien Journalist und starb 1902 als Chefredakteur der Linzer Zeitung.

In der Siegmund'schen Sammlung kommt noch ein Reichenberger Dialektdichter zu Wort, der Tuchmachermeister Benjamin Baier, geboren am 1. April 1830 in Reichenberg, gestorben am 14. Feber 1881 in Prag. Auch bei Baier spielt das damalige Hauptgewerbe der Stadt Reichenberg, die Tuchmacherei, eine Rolle, sein Interesse gilt aber auch der Politik und dem Vereinswesen. Die Mundart beherrscht er in allen Feinheiten, für ihre künstlerische Behandlung nur ein Beispiel aus dem Gedicht „Der Storch“:

Horch, Hannel, horch!  
's klappert schon der Storch.  
Jutz, Kinder, jutz,  
Mor'ne han mr Jutz!

Im Jahre 1880 veröffentlichte er noch seine „Jeschkenblumen“, Gedichte in Reichenberger Mundart.

Bedeutend fruchtbarer, aber in der Qualität keineswegs besser ist sein Sohn Karl Baier, geboren am 9. August 1861. Wiederholt führten ihn seine Reisen nach Amerika, wo er die Verhältnisse der neuen Welt kennen lernte. In den Kreis seiner Darstellung zieht er die Ereignisse des Alltages, Erscheinungen der Mode, Vorgänge in der Politik und ist reich an Themen. Er gab eine Reihe von Büchern heraus, doch fehlt der Darstellung meist das feine Empfinden für die besonderen Ausdruckswerte der Mundart, zuweilen hat man das Gefühl, in die Mundart übersetzte Schriftsprache zu lesen. Eine strenge Auswahl aus seinem reichen Schaffen dürfte immerhin ein würdiges Bändchen ergeben.

Zu den hervorragendsten Dialektdichtern gehört Julius Vatter. Sein Werk ist keineswegs überwältigend an Umfang, dafür umso höher an Wert. Vatter ist Lyriker, eine empfindungsreiche, gemüts tiefe Persönlichkeit. Die Gefühle, die er meist formvollendet zum Ausdruck bringt, begleiten seine frohen Erinnerungen an Elternhaus und Kinderzeit, er ist begeistert für Muttersprache, Heimat und Volk. Es sind reine Herzensklänge, die er mit feinstem Sprachempfinden in echter Mundart wiedergibt. So schöpft er in seiner prächtigen Sammlung „Andern Jäschken“, Reichenberg 1896, mehr aus dem eigenen reichen Gemütsleben, aus seinen feinen Beobachtungen der Umwelt, als er volkstümliche Überlieferungen bewahrt. Nach dem Tode des Dichters gab Josef



Syrowatka unter dem Titel „Drhejme“ eine Auswahl seiner Gedichte und Erzählungen in Reichenberger Mundart heraus und bereicherte sie durch eine kurze aber anschauliche Lebensgeschichte des Dichters. Die Vatter'schen Schöpfungen werden noch viel zu wenig gewürdigt, sie sind hervorragend und gehören zu den besten Mundartdichtungen. Er dichtete auch die Schriftsprache, aber sein ureigenstes Ausdrucksmittel, das er künstlerisch vollkommen beherrschte, war und blieb die Mundart.

Julius Vatter war ein Reichenberger Tuchmacherkind, geboren am 8. April 1846, gestorben am 31. Jänner 1920 als Eisenbahnoberinspektor i. R. in Wien.

In der Derbheit allerdings echten Humors geht der Reichenberger Richard L u g e = m a n n bis an die äußerste Grenze des Möglichen. Sein „deutsch-biehmscher Bietelkranz, eine Sammlung von Gedichten (es sind im ganzen sechs) in der Mundart des Jeschken- und Isergebirges für alle jene, welche sich kranklachen wollen“, bietet spaßhafte Vorfälle, ebensofche Typen und ist reich an derben, oft treffenden mundartlichen Ausdrücken, wenn auch die Mundart in Einzelheiten nicht immer einwandfrei echt ist. Schulrat Anton Hans Biela u, ein Förstersohn aus dem Isergebirge, erzählt reizend aus seinen Jugenderinnerungen, über das Leben im Forsthanse, vom Fischen, Jagen und Vogelstellen. Während diese Erzählungen meist in den „Jahrbüchern des Gebirgsvereines für das Jeschken- und Isergebirge“ abgedruckt wurden, ist sein Dialektlustspiel „Dr Leinwabersums“ in Buchform erschienen. Er behandelt darin in humoristischer Weise die Arbeitsniederlegung der Reichenberger Leinwebergesellen im Jahre 1722 und ihre Auswanderung, wenn man will, den ersten Streik im nordböhmischem Industriegebiete.

Auch das Friedländische Gebiet hat seine Mundartdichter. Dort bekundet Josef B e n n e s c h, geboren am 2. März 1873 in Haindorf, in seinem reichen Schaffen die Eigenschaften eines echten und vortrefflichen Mundartdichters. Sein Schaffenskreis erstreckt sich auf alle poetischen Gebiete. Wie Vatter vermag er Ernstes und Inniges in der Mundart auszusprechen, in einer Mundart, in der die Erdkraft der Äcker, das Rauschen der Wälder und das Tosen der Bergwässer lebendig ist. Bennesch ist ein wahrhafter Poet, ein glänzender Erzähler und auch ein Dramatiker in der Mundart. Aus seinem Schaffen seien nur ein paar Hauptwerke erwähnt: „Orlnblätter on Buchenlaub“, mundartliche Gedichte aus dem obern Wittichtal (1903); „Iserkläng“, Ollerhand Orlabtes on Orlojnes fr lostche Lent, 1. Teil 1906, 2. Teil 1907; „Sißholz on Sauerhoampf“, Dialektdichtungen 1910; „Dorfgäng', a puar Schoßn, a puar Schnahkn“ (1921); „Wo drhejm“, Heiteres und Ernstes in Haindorfer Mundart, 1927.

Von Julius K r a u s, geb. am 23. April 1870 in Friedland i. B., gestorben am 16. Dezember 1917 daselbst, ist nur ein Bändchen mundartlicher Dichtungen erschienen,

„Gerälle von Wittchrande“ (1917). Es enthält ansprechende Verse und Erzählungen eines liebenswürdigen heiteren Gemütes (halles Gerälle), aber auch ernste Dichtungen (dunkles Gerälle). Kraus behandelt Vorfälle des täglichen Lebens, Volksbräuche, aber auch soziale Themen (De lediche Motter) in überaus ansprechender Form, auch ein dramatischer Schwank (Dorch de Lottrie) ist vorhanden. Die Dichtungen zeigen alle eine tiefe und gründliche Kenntnis der Volksseele. Der Dialekt wird künstlerisch behandelt, sodaß das Überlieferte genügt, um Kraus dauernd seinen Platz in der schlesischen Mundartdichtung zu sichern.

Wenden wir uns nun in die Gablunger Gegend, wo seit Jahrhunderten die Glas- und Schmuckindustrie heimisch ist. Ein starkes Talent besonderer Art ist hier Ferdinand Schmidt, geboren am 31. Jänner 1851, gestorben am 21. Feber 1913 in Gablonz. Er war Kaufmann und bereifte allwöchentlich einen großen Teil des Heimatgebietes. Dabei lernte er nicht nur die Bevölkerung im allgemeinen, sondern insbesondere die Geschichtserzähler kennen, die damals noch öfter bei einem guten Tropfen zu finden waren, wenn sie Montag „blau“ machten, und heimste auf seinen Geschäftsfahrten die Schwänke und Lügengeschichten ein, die in seinen köstlichen Büchern „Wölde Hejde“, Vereintes und Ungereintes in der Mundart des Jeschken- und Isergebirges, niedergeschrieben sind. Der erste Trieb erschien 1888, bald ließ Schmidt dann einen zweiten (1889) und einen dritten Trieb (1893) folgen, der letzte Trieb (nachgelassene Schriften) erschien nach des Dichters Tode (1914). Aber nicht nur die Stoffe, sondern auch die Erzählkunst hat Schmidt seinen Gewährsmännern abgelauscht und manche dieser Vororiginale selbst hat er trefflich porträtiert. Seine Darstellung ist ausführlich, er bereitet sorgfältig die komische Situation vor und malt sie mit allen Feinheiten aus. Sein Stil fließt in epischer Breite dahin, ohne zu langweilen. Er verschmäht es, eine Geschichte auf einen faden Spaß oder auf einen Wortwitz aufzubauen, doch wendet er auch diese Mittel an, wenn sie sich in die Darstellung einfügen, die im allgemeinen immer reich und farbenprächtig ist und auf komische Situationen hinarbeitet. Schmidt ist im Gegensatz zu Vatter, dem Lyriker, der humorvolle Epiker von hervorragender Qualität. Die Reiseberichte der beiden putzigen Kanze Forbs und Keitel aus Paris und aus Brasilien, die „Brockendorfer Schule“, „Die heisse Rejchrworscht“, „Erstcht kloufn“, „Dreierlej Bier“ und — wie die Geschichten alle heißen, — nicht zwei sind über einen Leisten, sondern jede hat ihr Eigenleben und ihren besonderen Reiz. Man kann sie immer und immer wieder lesen oder hören, sie sind unverwüßlich. Nicht auf der gleichen Höhe wie die künstlerische Behandlung steht zuweilen die sprachliche Darstellung. Wohl ist seine Mundart echt und auf die richtige Wirkung abgestimmt, aber doch nicht ganz frei von schriftsprachlichen Ausdrücken und Wendungen. Darüber hebt der sieghafte Humor hinweg, sodaß man die kleinen Mängel, soferne man nicht darnach sucht, überhaupt nicht empfindet.

Die Erfolge der Schmidtschen Dialektbücher waren außergewöhnlich. Diese waren nicht nur in seiner engeren Heimat in allen Häusern verbreitet wie richtige Volksbücher, sondern sie fanden den Weg nach allen Erdteilen, wohin immer der Gablunger Welthandel die Heimatgenossen verschlagen hat. Bald nach ihrem Erscheinen wurden sie in die Welthandelsstädte Amerikas, an die Küsten Afrikas, nach Indien und Australien stürmisch verlangt und überall als ein echter Gruß der Heimat willkommen geheißen. Bemerkenswert ist, daß ein Auswanderer in Brasilien, der 1926 verstorbene Rudolf F e i g aus Ober-Tannwald, eine „Brasilianische Wölde Heide“ hinterlassen hat, zu der die Dichtungen Ferdinand Schmidts als Vorbilder dienten.

Auch in der Heimat machte sich sein Einfluß bei einzelnen Dialektdichtern bemerkbar. So trat später Marie H ü b n e r, am 5. Mai 1867 geborene Posselt, mit ihren Büchern „Gablunger Wore, (bisher drei) Kollektionen schiener Muster vo Ernst, Loflich & Co., zommingestalt vo Marie Hübner“ (1913, 1915, 1917) in seine Fußstapfen, doch ist der Kreis ihres Schaffens weiter als bei Schmidt, da sie auch das Lyrische beherrscht. Allerdings zeichnet sie weniger kräftig als er und ist auch nicht ganz frei von kleinen sprachlichen Unebenheiten. Ihre Arbeiten gehören trotzdem unter die aner kennenswerten Leistungen, die „Gespensstergeschichte“, „Ane Zosche-Geschichte“, „Lumst“, ebenso wie die lyrischen Gedichte „Wenns Frühjuhr word“, „Die verdorrte Absche“ u. v. a. sind vortrefflich. Marie Hübner schreibt Schwänke, Anekdoten, auch Dramen und geißelt mit leisem Spott Auswüchse unserer Kultur, Schwächen unserer Zeit, sowie örtliche Vorkommnisse. Sie ist ein ursprüngliches Talent, das durch Frische und Unmittelbarkeit wirkt.

Unter den Dialektdichtern von beachtenswerter Gestaltungskraft und guter Sprachkunst ist auch Ludwig K o t r b a zu nennen, dessen Sammlung „Gänseblümel, fer seine lieben Landsleute gepflockt“, von „Mühlhonuhs Treasls Ludewikn“, 1890 erschien. Er bringt die Sagen von Doktor Rittel, dem nordböhmischen Faust (1704—1783), in ein poetisches Gewand, desgleichen die lustigen Geschichten von Hockewanzel, dem volkstümlichen Erzdechanten zu Politz. Außerdem schildert er bekannte Originale des Isergebirges, so den „Trumitsche“, den überstudierten „Huchstädter Horn“ u. a. — Er ist aber auch Lyriker und singt von Liebe und Leid. Trotz des Titels „Gänseblümel“ gehören die Gedichte zu den wertvollen Mundartschriften. Ludwig Kotrba wurde am 14. Oktober 1851 in Tannwald geboren und starb am 21. Jänner 1901 als Oberbuchhalter der Ringhoffersehen Waggonfabrik in Smichow.

Gustav T h o r a n d gab 1893 seine „Kaminzsteine“, Wuhres und Orleunes, Gereimtes und Ungereimtes vo Tomwalder Canters Gustln heraus, die unschwer den Einfluß Kotrbas erkennen lassen, ohne das Vorbild zu erreichen.

Eine eigenartige Persönlichkeit unter den sudetenschlesischen Dialektdichtern ist Franz

Grundmann. In Brettgrund bei Schaglar am 3. Oktober 1863 geboren, kam er als Glaschleifer 1886 in die Tannwalder Gegend und hat hier sein Leben beschlossen am 30. Juni 1921. In dieser Zeitspanne hat er ein reiches Werk von Dichtungen (ungleichen Wertes) geschaffen und in seiner Zeitschrift „Rübezahl“ durch Sammlung von Sagen, Volksliedern und anderen Volksüberlieferungen eifrig auf dem Gebiete der Volkskunde gewirkt. Er betonte die Einheit des schlesischen Dialektgebietes hüben und drüben, indem er im „Rübezahl“ die Dichter beider Landschaften zu Worte kommen ließ. Wir finden Karl Klings, Robert Cabel, Paul Barsch, Karl Hauptmann und Gerhard Hauptmann vertreten. Grundmann war eine Künstlerpersönlichkeit, ebenso in seinen Schriften wie in seinem Leben. Der überaus prächtige Mensch mit seiner sanften Stimme konnte mit dem Volke lachen und weinen. In allen poetischen Gattungen, auch im Drama, war er ein Meister und seine Fruchtbarkeit war groß, zu groß fast. Wie ein Verschwender verstreute er als „Schleiferfranz“ und „Dessendorfer“ aus vollen Händen seine Arbeiten, und darunter fanden sich oft wirkliche Perlen, in alle möglichen Zeitschriften. Grundmann ist der Dichter des Glasarbeiterlebens, der Glaschleifer und Glasmacher, er ist der Künstler aus ihrem Lebenskreis. Nicht nur einzelne Gestalten hat er gezeichnet, sondern wie und von wem er auch erzählt, er spiegelt immer das Ganze, das lebendige Leben mit seinen kulturellen und sozialen Bedingtheiten. „Aus’n Schleiferland“, der „Schleiferstreit“ sind fein beobachtete und künstlerisch gelungene Bilder. Max Hoffmann hatte es sich zum Ziel gesetzt, die verstreuten Werke Grundmanns in einer gediegenen Auswahl zu sammeln, der er im zuletzt erschienenen Bande das trefflich gezeichnete Lebensbild des Dichters einfügt. Der Schöpfungsgeschichte „Aus’m aln Testamente“ folgten die Erzählungen „Aus’m Schleiferland“, wozu Richard Felgenhauer die Bilder zeichnete, ohne damit dem Wesen unserer Glasarbeiter gerecht zu werden. Franz Grundmann stand als Dichter über dem politischen Kampfe und ist ein Anwalt reiner Menschlichkeit. Wer die reizende Geschichte „Schleiferseffs Autunnel“ gelesen hat, wird ihn ganz verstehen. Seine Zeitgenossen haben ihn zu wenig gewürdigt, doch wächst das Verständnis für seinen Wert von Tag zu Tag. Einen Reisebericht lieferte auch Oswald K r a n s (Reichenau) mit „Blouserantons Valutareise nach Berlin, ane lostsche Geschichte aus’n Jahre 1922.“ Darüber ist nicht viel zu sagen. Die mangelhafte Dialektbehandlung verleidet das Lesen. Schon im Titel ist ein Fehler, denn in der Isergebirgs-Mundart geht die Reise nicht „noch“ Berlin, sondern „of“ Berlin.

Da ist der zu früh verstorbene Rudolf W i e s n e r, gleichfalls aus Reichenau, mit seinen „Kriegserinnerungen“, drei Gedichten in nordböhmischer Mundart, glücklicher; auch die Strophen, in denen „dr Telephon“ gegeißelt wird, sind urwüchsig und flott. Zwei Bändchen „Echte Schlager“ lieferte Heinrich K a r a s e l, Schlag bei Gablitz

a. N., 1919 und 1921, sie enthalten in Prosa oder in Versen manche recht gute Sachen. Adolf Benglers „Abschbeerklopp'n“, Weiteres in der Mundart des Isergebirges (1922), sind wie die schönen roten herbstlichen Ebereschbeeren in der Natur eine spätere reife Frucht im Leben des Verfassers, der am 2. Juli 1853 in Wilhelmshöhe (Klein-Iser) geboren wurde und am 24. September 1928 in Gablonz a. N. starb. Als Berg- und Wanderfreund hat er mit scharfem Ohr das Volk belauscht und bringt neben Geschichten auch mundartliche Lebensarten, Arbeitsprüche, Kampfansagen und anderes volkskundlich wertvolle Material. Reizend und außerordentlich wirkungsvoll erzählt ist die Geschichte „Wie Hujertoni (1878) mobilisiert wurde“.

Den Humor des Stammtisches hat Fritz Buchholz in seinem Büchlein „Dörheime röm“ (1926) nicht ohne Talent eingefangen.

Josef Schmid t, Fachlehrer i. N., geboren am 14. März 1861 in Lannwald, gab 1899 und 1900 je ein Bändchen mundartlicher Gedichte als „Honsjörgels Geschichten“, Lustige Vorträge in unsrer lieben Gebörgsprouche heraus, die vergiffen sind. An Sicherheit der Wirkung stehen sie hinter den Dichtungen seines Gablonzer Namensvetters zurück. Obwohl sie zum großen Teile aus dem Volksmunde gesammelt sind, fehlt ihnen die farbige Erzählkunst der volkstümlichen Epiker.

Als ich vor Jahren die Ballade „Under der Frühmasse“ von Adolf Wildner las, die hier abgedruckt ist, mußte ich aufhören, was Wildner noch zu sagen habe. Und er hatte und hat noch viel zu sagen. Er ist einer, der wie Vatter und Bennesch den Dialekt im Blute hat und in der Mundart als fein empfindender reifer Künstler schafft. Aber seine hochwertigen Leistungen in der Schriftsprache brauche ich hier kein Wort zu verliern, sein Roman „Waldhütten“ ist allgemein geschätzt. Als Mundartdichter pflegt er alle Gattungen. Seine Lyrik ist innig, als Epiker erzählt er in behaglicher Breite, das bühnenwirksame Mundartdrama „Buchenhof“ ist auf einem Siegeszuge begriffen, der weit über die sudetendeutschen und schlesischen Bühnen hinausgeht. Sein Buch „Meine Heimat, Geschichten und Gedichte in der Mundart des Isergebirges“ (1922) gehört unter die besten Dialektschriften. Für Wildner war der Krieg ein tiefes Erlebnis, das in vielen seiner späteren Dichtungen nachzittert. Niemand wird sich der erschütternden Wirkung der schlichten Verse „O der Kolubara“ entziehen können. Die Prosaerzählungen beweisen, wie Wildner bei den Volkserzählern gelernt hat. „Schleifertod“ aus einem demnächst erscheinenden Novellenbuche ist ein Meisterwerk.

Je näher wir dem Riesengebirge kommen und in den Osten des Sudetenlandes vordringen, desto mehr nähern sich Lautgehalt und Klangfarbe der Mundart dem Schlesischen jenseits der Berge. In der Riesengebirgsmundart, seinem geliebten „Trautsch“ (Trautmanauer Dialekt) schrieb Regierungsrat Wenzel Hampe l, geb. am 31. Mai 1867 reizende Gedichte und Erzählungen. Franz Anorhe, von dem schon die Rede war, hatte

sein Herz für die Mundart erschlossen. Die Arnauer Mundart pflegen Josef Stille und Friedrich Hoffmann wie auch Franz Meißner.

Eduard Langer hat in seinen Bänden „Aus dem Adlergebirge“ und in seiner volkskundlichen Vierteljahrschrift „Volkskunde aus dem östlichen Böhmen“ 1901—1913, die ältere Mundartdichtung jener Landschaften aus dem Dämmer halber Vergessenheit gehoben. Wir lernen als einen würdigen Vertreter den ehemaligen Gemeindevorsteher in Lannsdorf bei Rokitzsch, Hieronymus Brinke (1800—1880) aus einer Reihe volkstümlicher Gedichte kennen, z. B. dem „Waberlied“, der „Klage eines Deutschböhmen“ oder die Präsidentenwahl zum ökonomischen Kreisverein in Königgrätz“ u. v. a. Brinke war ein freimütiger Mann, der die Übelstände seiner Zeit geißelt und sich auch in nationalen und politischen Dingen kein Blatt vor den Mund nimmt. Langer vermittelt weiter die Kenntnis von Arbeiten des älteren deutschböhmisches Mundartdichters Johannes Trill aus Braunau, geboren 1795 und des Anton Kahler, geboren 1868 in Weckersdorf. Von des letzteren „Ollerhands Gedehtlan on Gesechtlan ei Braunsch Pauer'sproche“, 1928 auch als besonderes Bändchen erschienen, sind „De grüße Zweepeltonke“ und „De Speckschworte“ allgemein bekannt. Wärme und Humor haben auch die Dichtungen in Braunauner Mundart, die Hubert H. Birke in den Bändchen „Aus onsa Barcha“ (1920), „Al steckla Hoaint“ (1926) und „Haaintbeldlan“ (1927) herausgegeben hat.

Zu den besten gehört Wilhelm Dehl, geboren in Grulich am 12. September 1860. Seine heiteren und ernsten Gedichte und Erzählungen sind in dem Buche „Drheeme is Drheeme“ vereinigt, das seit 1892 in mehreren Auflagen erschienen ist. Von Holtei beeinflusst, umfaßt sein Schaffen den ganzen Kreis seines Heimatlebens mit allen seinen Beziehungen und Gestalten, es ist echt in Wesen und Sprachgewand, das Dehl mit Sorgfalt und feinem Empfinden behandelt.

Aus allen Gegenden des schlesischen Siedlungsgebietes erschallt mehr oder weniger rein der Klang kräftiger Mundartdichtung. Sie zeigt, daß im schlesischen Stamme des sudetendeutschen Gebietes urwüchsige Kraft vorhanden ist und ein gesundes Volksleben blüht. So wie die Schlesier im Reiche sind sie auch hier ein tüchtiger und wichtiger Teil des sudetendeutschen Volkes.

### Undes Schwesterleins Wiege.

Reichenberger Mundart.

Julius Watter.

's ös draußen haller Sunnenschein,  
An ich muß ei dr Stube sein!

Schlouf, Kusel, schlouf!

Ök ich muß bei dr Wiege stiehn,  
An ogebund'nen Ströckel ziehn.

An Gurten gieht a Schouf.

Komroten öm de Fanster jon,  
Ihr Zuchsen rei ich hieren kon.

Schlouf, Kusel, schlouf!

De Bande hindern Rejsn springt  
An lostlich dro jed' Blechel klingt.

Dei Votter ös a Grouf.

Ge hoppen ei de Reife nei  
Und boden; ich bin ne drbei.  
Schlounf, Kusel, schlounf!  
De Mutter schömpft 'n ganzen Tag,  
Wal's Kusel gor ne schlounfen mag.  
An Gurten gieht a Schonf.

Zuchhej! Nu ös mr's doch geglöckt!  
Ho's Kusel g'schwind a's Bejn gezwöckt.  
Schlounf, Kusel, schlounf!  
Ge pröllt. De Mutter nömmt se raus  
Und ich wusch hortsch zum Tempel naus.  
Mei Voter ös a Grouf!  
Mei Voter ös a Grouf!  
Zuchhej!

### Mei Heemt!

Grulicher Mundart.

Wilhelm Dehl.

Mei Heemt, die ihs zwor  
Schlicht on kleen,  
Du doch häng ich on 'r,  
Ich konn 's gor ne sän.

Viel Glanz on viel Procht  
Is wull ei dr Welt;  
Mit dahm is mei Heemt  
Wull och ärmlich bestell.

Ich tauschk mit kemm Staadtla,  
Wär' noch asu schiehn;  
Bin stolz, doß ich a echter  
Grulicher bin.

Du doch denk' ich immer  
Ei dr Fremde aleene:  
's is übrohl schiehn,  
Doch 'm schiehnsta drheeme!

### 's Isergehörch.

Ober-Wittigtaler Mundart.

Josef Bennesch.

Wu's Derrlicht fippert; bodnluser Sagentümpl schimmert,  
An Worzloch no außerhoafsch de Rutschar glühschernd flimmert,  
Wu a dr düstern Wolfschlucht wölde Woasser gischnd, donnernd brausn,  
Bahl gorglnd aus a Lächern ruff on über Schtejntärm nontr sausn,

Wu tausndmejtrhuch Geschtejn de Wolkn schnett,  
Wie wenn dr leibche Teisl drönn geackert hätt,  
On riesenhoafte Felsgestaltu ihr Hejt an Dabgrund nejejn,  
Mit krajschlich wörr zerrestu Loann'n, 'n Bargschorms Wahrzejejn,

Do schtieht gebuahnt dr Wandrer schtöll on schtaunt  
On horcht, wie oalls vo Wundern heimlich raunt. —  
Ja, diese mächtsche Herrlichkeit,  
Die tröfft mr ne mieh weit on brejt.





Nu schorrt's und kragt es und miniert,  
 A Schiem dorch ane Spale fällt;  
 Da Krogen, Reichen, wos mer hiert,  
 A Spon von morschen Holze spelt.

„Herr Jesus, Franz, die Zähne siech,  
 Du Franz, su sitt kej Hund ne aus!“  
 „Da ruich, ich half ihm, siste's — ich —  
 Dou host's, dou zieh die Schnauze naus!“

Wie's heult! Dan Jungn werd angst und kalt.  
 „Ach, wär oß ne der Voter fort!“  
 „Dos Viech, dos ös zu zäh und alt,  
 Spring, Seffel, hul mer'n Hellebort. —

Wos? Krigst du Luder, noch kenn Wind!  
 Dou noch ejs — noch ejs — dou derworg!  
 Glühndiche Dugen — Seff, geschwind,  
 Der Koup buhrt schun zun Loche dorch.

Dou har — dou hoste's — und noch ejs. —  
 Sießt's, Kriepel, nu, do kost dei Blutt —  
 Dos Hundsviech trieb mich rein ei Schweiß;  
 Nu hout's genug — nu ös wull gutt.

Da, Seffel, ruich, war werd denn flenn!“  
 Noch hält a ei der Hand sann Spieß,  
 Gerejt, an Rachen reizurenn,  
 Wenn sich dos Tier noch blöcken ließ.

Wie's draußen heult ei Angst und Wut:  
 Die Hure tun zu Barge stiehn —  
 Der Hellebort ös noß und rut.  
 Nu endlich ruich. Die Jungen giehn

Gacht ei die Stube und setzen sich  
 Und puzen ob dan Hellebort. —  
 „Ich weiß ne: äfft's amende mich!  
 Horch! Seffel! host du wos gehort?“

„'s bellt wieder, Franz, öm unse Haus!“  
 „A Scheitel nimm dö, Seffel, spring

Und kumm mit mir zur Türe naus,  
 Dar Hund hout immer noch zu wing."

Und draußen schorrt's und kacht's und kragt,  
 Zweek Dugen, die wie Funken glühn.  
 „Du Hundsviech, hout's noch nischts genogt,  
 Wellst du amende Leine ziehn?"

Pfisch — fisch — du host's — noch enn — dar soß —  
 Nu heul' ock — jauer — Luder du,  
 Ich war dir'sch zeigen, wie und wos,  
 Loß du ock unse Haus ei Ruh." — —

Der Franzel guckt zum Fauster naus.  
 „Die Zeit, die ös wull lange rem,  
 Die Kerche ös schun lange aus,  
 Wenn Voter doch und Mutter kwemm!"

Vör'n Herrgoutsbelde Seffel kniet.  
 „Du, Heiland, bies gebaten schien,  
 Du fisch's, wu Voter, Mutter gieht:  
 So söllu a brinkel geschwinder giehn."

„Du Bargel kumm sö!" Seffel uf  
 Und schreit und springt zur Türe naus,  
 Mi'n Hellebort, der Franzel druf  
 Springt of die Wiese anouch vör's Haus.

Und beide schrein ock, wos sö könn,  
 Ock „Voter! Mutter!" immerzu.  
 „Wos ös denn, wollt ihr denn gor flenn!"  
 „An Hund wor du und gab ne Ruh."

A Fleischerhund — su groß und weld!"  
 „Ich holf'm mit'n Hellebort,  
 Doß a kenn Mucks mieh hout gebellt. —"  
 „Dort — Herrgott — bei der Stiege dort . . ."

Der Voter fängt zu zittern o,  
 Doß a kej Wurt ne reden kon;  
 Nu lahnt a o der Mauer dro:  
 „War hout — denn die — zwee Wölfe derschlohn?"

## Die Mundart des tschechoslowakischen (ehem. österr.) Anteils an Schlesien

Von Professor Dr. Peschel-Freinwaldau

Das Sudetenschlesische, das wir nach der politischen Zugehörigkeit zum tschechoslowakischen Staate mit dieser Bezeichnung vom Reichsschlesischen trennen, dehnt sich vom osterzgebirgischen Sprachgebiete bis in die Nordzips aus. Auf dem Boden des tschechischen Anteils an Schlesien leben die Sprachformen des Gebirgsschlesischen, in die im Westen Ausläufer der Blager Mundart, über die Pässe von Ramsau und Freudenthal des nordmährischen Dialektes eindringen. Richtiggestellt wird die Ansicht, daß mit dem alten Namen des Oppaländischen der ganze westliche Teil Schlesiens hinreichend gedeutet sei. Denn die geschichtliche Gebietszugehörigkeit und die Verkehrsverhältnisse in alter Zeit haben zu einschneidenden Mundartunterschieden geführt. Die Grenzen des alten Bistumslandes Breslau (Fürstentum Neisse) trennen das eigentliche Gebirgsschlesische (im wesentlichen den politischen Bezirk Freinwaldau) von der Mundart der mährischen Enklave, die erst durch spätere Besiedlung aus einer anderen Richtung zur geschichtlichen Bedeutung kam. Das Oppaländische kann nur die Gebiete von Jägerndorf und Troppau bezeichnen, während der Freudenthaler Hochebene eine Besonderheit zukommt, weil der starke Handelsverkehr auf der alten „Königsstraße“ Verschmelzungen von Einflüssen aus dem Norden und Süden herbeigeführt hat. Als deutliche Einheit schließt sich wie die Landschaft auch die Mundart des Ruhländchens ab, an der das Land um Wagstadt und die Täler des Mohragerbietes Anteil haben. Die nach Norden offenen Ebenen von Janernig, Weidenau, und im Hultschiner Ländchen auch die frühere politische Zugehörigkeit dieses Gebietes, begünstigen das Eindringen reichs-schlesischer Mundartformen, gegen die sich die engeren Talmündungen bei Niklasdorf, Hennersdorf und Jägerndorf strenger abschließen.

### Mei grüne Schles'

Liedworte von Viktor Heeger

Wie enser Herrgoot hot amol  
'n grünen Wald derschossen,  
Do hot a meinerseele wol  
Et's Schworze neigetrossen.

Denn enfre Urde, dos wäß Goot,  
Hot Schiener'sch nie zu weisen,  
Und war 'n Wald zur Heimat hot,  
Dar koan sich gleecklich preisen.

Mei grüne Schles', die hot ols Braut  
Der grüne Wald emschlongn,  
Der liebe Goot hot's Poor getraut  
Und Engla hoans besongn.

Und läh ich mich zur letzten Ruh  
Amol so dam Gefrette,  
Do best du deutsches Landla du  
Mei letztes grünes Bette.

Und wenn der Herrgoot sprach: „He du!  
Mägst nuf ein Himmel fliegen?“  
Do säht ich: Loß mich do ei Ruh  
Als ormer Gönder liegen.

's koan doch ein Himmel dort bei Eich  
Der Wald nie schiener rauschen.  
Warum sollt ich für'sch Himmelreich  
Mei grüne Schles' vertauschen?

## Die mundartliche Dichtung Schlesiens

Von Dr. H. Janßen, Breslau

Von einer Pflege unserer heimischen Mundart in der Dichtung kann man erst seit dem Auftreten Karl von Holtei's, d. h. seit dem Erscheinen seiner „Schlesischen Gedichte“ i. J. 1830 sprechen. Allerdings gibt es auch vor ihm schon eine ganze Reihe von Literatur-Denkmalern, die sich der Mundart bedienen, aber das geschieht da doch nur gelegentlich und ausnahmsweise, und diese Schriften haben nie Bedeutung für die Allgemeinheit gehabt, sind auch heute nur in engsten Fachkreisen bekannt. G. Wertzher hat sie im Jahrgang 1925 der „Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde“ S. 152 ff. sorgfältig verzeichnet. Von ihnen sind hier nur zwei zu erwähnen. Das erste, um seines Alters willen genannt, ist ein biblisches Drama von dem Görlitzer Kaiserlichen Notarius und deutschen Schulmeister Georg Goebel aus dem Jahre 1586 und heißt: „Die Fahrt Jakobs, des heiligen Patriarchen, und der Ursprung der zwölf Geschlecht und Stämme Israel“; im zweiten und fünften Aufzuge treten da die drei Hirten Maß, Conke und Henke auf und unterhalten sich in der Mundart, die in die Gegend von Haynau-Bunzlau zu setzen ist. (Gedruckt in den „Mitteilungen“ 1905 S. 58 ff.). Das zweite, viel wichtigere und auch bekanntere Denkmal ist das Scherzspiel „Die geliebte Dornrose“ von dem Glogauer Dichter Andreas Gryphius, das 1660 erschien. Es ist ein äußerst lebensvolles Bauerndrama, das die Mundart mit voller Absicht auf die Bühne bringt. Sie ist das in der Glogauer Gegend übliche „Neiderländische“, das heute nach mehr als zweieinhalb Jahrhunderten noch fast genau so klingt, wie Gryphius es damals aufgezeichnet hat. Das Stück wird seit der Mitte des 19. Jahrhunderts gelegentlich in Vereinen und Schulen aufgeführt und erzielt noch jetzt, wenn gut gesprochen und gespielt wird, eine lebhaftere Wirkung.

Der eigentliche Begründer der schlesischen Mundartdichtung ist aber in der Tat Karl von Holtei. Er ist 1798 in Breslau geboren und ist seinem ganzen Wesen und seiner Veranlagung nach geradezu das Urbild des echten, rechten Schlesiens alten Schlags, dessen Haupteigenschaft ein außerordentlich stark ausgeprägtes Heimatgefühl ist. Seine Gedichte „Derheeme“ und „Guste nischd aß heem“ gehören ja auch zu seinen besten und bekanntesten und sind kennzeichnend für ihn. Er ist aber auch sonst aufs engste mit seiner Heimat verwachsen, kennt sie und die Menschen darin ganz genau, ihre Sitten und Bräuche, er versteht die Seele und das äußere Verhalten seiner Landsleute vortrefflich und beherrscht meisterhaft ihre Redeweise, mehr noch in Ausdruck und Satzfügung als in der Lautform. Denn der Dichter hat absichtlich nicht eine der unzähligen Sondermundarten unseres Heimatgaus lauttreu gewählt, sondern auf Grundlage der in Breslau und seiner nächsten Umgebung üblichen Ausdrucksweise eine vermittelnde, ausgleichende, in gewissem Sinne gemeinschlesische Form, die überall in Schlesien ver-

standen wird. Aus diesen Klängen mit ihrer Gemütlichkeit, Treuherzigkeit, Verbheit, ihrem Humor, der Bildhaftigkeit des Ausdrucks und einem ganz schönen Maße von Gefühlseligkeit spricht tatsächlich die schlesische Seele. Holtei hat schon früh, in seinen zwanziger Jahren, mundartliche Gedichte gemacht, ohne aber zunächst damit an die Öffentlichkeit zu treten. Die Anregung dazu kam ihm aus innerem Drange, aber auch ein literarisches Vorbild ist für ihn maßgebend gewesen, die „Allemannischen Gedichte“ Johann Peter Hebels, die schon 1803 als die erste deutsche mundartliche Gedichtsammlung überhaupt erschienen waren. Es hat freilich recht lange gedauert, bis das schlesische Volk erkannt hat, was für einen Schatz es in Holteis „Schlesischen Gedichten“ besitzt. Sie erschienen 1830, übrigens in einem Berliner Verlage. In dieser Zeit und den folgenden Jahrzehnten hatte man aber gar nicht viel übrig für volkstümliche Dichtung. Die Gebildeten schämten sich, die Sprache des Volkes gedruckt zu sehen, und kauften so etwas nicht. So dauerte es volle zwanzig Jahre, bis die zweite Auflage erscheinen konnte, diese jedoch schon bei Trewendt in Breslau. Auch sie brauchte noch sieben Jahre, bis sie ausverkauft war. Dann aber war der Bann gebrochen; jetzt schlugen die Gedichte ein und wurden rasch zum Gemeingut des schlesischen Volkes; alle ein bis zwei Jahre kamen jetzt neue Auflagen, ständig um neue Gedichte vermehrt, solange Holtei lebte. Er starb am 12. Februar 1880 im Kloster der Barmherzigen Brüder zu Breslau.

Holteis Vorbild spornte zahlreiche andere Dichter zu ähnlichem Tun an. Sie haben ihn nicht erreicht, und ihre Namen sind heute vergessen wie ihre Verse. Wer sie kennen lernen will, sei ein für alle Mal verwiesen auf das wertvolle und vollständige Buch von Kurt Wagner „Schlesiens mundartliche Dichtung“ (Breslau 1917). Nennenswert ist hier allenfalls der erste gl ä z i s c h e Dichter Franz Schönig aus Mittelwalde, dessen Gedichte erst lange nach seinem Tode (1842) von A. Kaschner in Reisse herausgegeben wurden.

Heinrich Tschampel ist der erste Oberschlesier, der auf diesem Gebiete hervortrat. Er wurde 1799 zu Dombrowka bei Karlsruhe D/Schl. geboren. Allerdings veröffentlichte er nur „Gedichte in gebirgsschlesischer Mundart“ (1843); er starb 1849. Friedrich Zeh aus Staubitz bei Hirschberg verdient deswegen Erwähnung, weil er zuerst kleine Prosaerzählungen in der Mundart schrieb, und in dieser Zeitschrift soll auch der Oberschlesier Wendelin Jüttner nicht übergangen sein (geb. 1813 in Nieder-Zentriz, gestorben 1879 als Pfarrer in Schönau, Kr. Leobschütz). Von seinen „Humoristischen Pillen, erste und zweite Schachtel“ ist die „zweite“ in „oberschläfischer Sprache“ abgefaßt. Weite Verbreitung haben seine Verse nicht gefunden.

Einen neuen Höhepunkt nach Holtei erreichte unsere mundartliche Dichtung erst in den

sechziger und achtziger Jahren durch die beiden Dichter Robert Kößler und Max Heinzel. Kößler ist 1838 in Großburg bei Strehlen geboren und starb 1883 als Direktor des Realgymnasiums in Sprottau. Er begann, von Holtei angeregt, mit schlesischen Gedichten, fand aber erst mit 40 Jahren das Gebiet, auf dem er Neues brachte, auf dem seine Stärke beruht, das ist die lustige Prosaerzählung, derb humoristisch, ziemlich oberflächlich, aber gerade darum zugkräftig, wenigstens bei der großen Masse, kurz die „Chnoke“. 1876 erschien seine erste schlesische Dorfgeschichte „Dore“, diese noch ernst gehalten, dann folgten im nächsten Jahre die „Chnoken, Humoresken in schlesischer Mundart“ und weiterhin, rascher hintereinander, „Närrische Kerle“, „Schläsche Dorfgeschichten“, „Dorf- und Stoadtleute“, „Wie der Schnobel gewarzen“ (Gedichte) und „Gemittliche Geschichten“.

Max Heinzel steht in scharfem Gegensatz zu Kößler. Ist dieser in seinen Schriften derb komisch, ein wenig grobschlächtig, oft genug der bloße Witzereißer, dem es nur auf den Lacherfolg ankommt, so ist dagegen Heinzel eine feinfühligere Dichternatur, auch empfänglich für Humor, aber für eine feinere Art, und ein ausgesprochener Lyriker. Er ist 1833 in Ossig, Kreis Striegau, geboren, führte als Schriftsteller ein unruhiges Leben, meist in recht gedrückten Verhältnissen und starb in Schweidnitz 1898. Auch er stand unter dem Einflusse Holteis. Auf dessen Anregung veröffentlichte er 1875 sein erstes lyrisches Bändchen „Vägerle, flieg aus“, dem bald zahlreiche andere folgten, teils nur Gedichte, teils solche vereinigt mit Prosaerzählungen, so „Daß mi trübetümplich“, „A lustiger Bruder“, „Neue schlesische Chnoken“, „Maiglöckel“, „A freisches Richei“, „A schläches Pukettel“. Heinzel bediente sich ungefähr derselben gemeinschlesischen Sprachformen wie Holtei. Sein besonderer Vorzug ist die schöne, gemütsiefe, treuherzige Art des Schlesiens, der er gewandt und ansprechend bald ernstern, bald scherzhaften Ausdruck zu geben weiß. Gedichte wie „Unterm Pflammebeemel“, „Vor dem Muttergootsbilde“, „Dem Grabe“ suchen ihresgleichen in der schlesischen Lyrik, und Scherzstücke wie „'s Pfeifla“, „Der Kerassier“, „Der Saul und 's Davittel“ verfehlen bei gutem Vortrage nie ihre Wirkung. Ein weiteres Verdienst hat sich Heinzel noch erworben durch die Begründung des noch heute bestehenden vortrefflichen Volkskalenders „Der gemittliche Schläfinger“.

Beide Dichter haben zahlreiche Nachfolger gefunden; denn durch ihre Tätigkeit erfuhr die schlesische Mundartdichtung einen mächtigen Aufschwung, an dem viele Mitarbeiter, darunter recht ansehnliche, beteiligt sind. Bezeichnend ist die durch die Führer gegebene Zweiteilung in eine derbere, mehr der Prosa sich bedienende Richtung im Sinne Kößlers und eine feinere, künstlerisch bei weitem höher stehende, im Geiste Heinzels.

Kößlers eigentlicher Nachfolger ist Hermann Bauck (geb. 1856 in Heidersdorf, Kr. Nimptsch, seit 1876 Lehrer, später Rektor in Breslau, gest. 1924.) Er hat sich seines

Meisters Art vollkommen zu eigen gemacht und sie weiter geführt; einige seiner vielgelesenen Büchlein sind: „Anierschvergnügt“, „Huch de Schläsing“, „Tälsches Volk“, „Plump uf de Stoadt“, die einen Teil seiner „Humoristischen Erzählungen in schlesischer Mundart“ bilden; auch ein paar dramatische Schwänke, in Ton und Stoff ganz ähnlich, hat er geschrieben.

Ein weiterer Erbe Kößlers ist Hugo Kretschmer aus Breslau (1861—1915), der das Volksleben seiner Vaterstadt und ihrer ländlichen Umgebung in seinen humoristischen Erzählungen schildert, ebenfalls derb komisch, und ohne sehr in die Tiefe zu dringen. „Unse Pauern“, „Von druba und drunten aus der Schläsing“ und „Durf-laben ei der Schläsing“ sind seine bekanntesten Bändchen, zu denen sich noch zwei nicht eben hochstehende Schwänke gesellen. Der Hauptvortrag seiner Schnoken ist die flotte, in sich geschlossene Darstellung. Ebenso unterhaltsam sind die etwa in gleicher Höhe stehenden Arbeiten von Max Waldenburg (eigentlich Max Peschmann; lebte 1852—1911 in Waldenburg), der eine Schnoke „De Pflingtreese“ und mehrere Gedichtbände veröffentlichte, darunter „Spoaß muß sein!“, „’s Jeberbraatl“ und „Frisch vo der Laber“.

Ungleich wertvoller in künstlerischem Sinne, bedeutender in Inhalt, Form und Stoff, ist das Werk derer, die das Erbe Max Heinzels aufnahmen. Da steht an erster Stelle, dem Meister mindestens gleich, wenn nicht ihn überragend, Philo som Walde, eigentlich Johannes Reinekt, ein gebürtiger Oberschlesier. Er ist 1858 in Kreuzendorf, Kr. Leobschütz, in ganz kleinen Verhältnissen als Sohn eines Webers, der zugleich Nachtwächter war, geboren, wurde Lehrer, wirkte erst auf dem Lande, später in Neisse, zuletzt noch ein paar Jahre an der Pestalozzischule in Breslau, in deren Nähe heute sein prächtig gelungenes Denkmal steht, und starb 1906. Er ist wohl der innerlichste von allen schlesischen Mundartdichtern, eine seltene, ungemein fein empfindende Natur, der es freilich nicht immer gelingt, die ganze Stärke des Gefühls in glatte Verse zu bannen. Man kann geradezu sagen, daß es Philo um die Sache seiner schlesischen Muttersprache heiliger Ernst ist. Er ist mit voller Absicht in Zeitschriftenaufsätzen und mancherlei Vorreden zu seinen Büchern nachdrücklich dafür eingetreten, daß das Schlesische nicht bloß zum Witzemachen und für die oberflächliche Schnoke geeignet ist, sondern auch durchaus fähig, ernste, ja tragische Zusammenhänge zu ergreifendem Ausdruck zu bringen. Er selbst hat sich auf vielen Gebieten versucht. Er begann mit einem lustigen Buche: „Aus der Heemte! Humoresken, Skizzen und Gedichte in schlesischer Mundart“ (1882); schon dieser Band hat einen Anhang: „Über Dialekt, Dialektdichtung, schlesische Sagen.“ Ihm folgten bald „A schläsches Bilderbüchel“ und „A Singvägerle“. Nach zehnjähriger Pause, in der er einige hochdeutsche Gedichte und Lustspiele veröffentlichte, erscheint dann 1901 das Werk, das nicht nur

den Höhepunkt seines eigenen Schaffens, sondern einen Gipfel im gesamten schlesischen mundartlichen Schrifttum überhaupt bedeutet, das erste in der Mundart abgefaßte epische Gedicht „Leutenot“. Es erzählt die traurige und rührende Geschichte eines Proletariatskindes, des armen Weberhansel, eines träumerisch veranlagten Jungen, der am Leben scheitert. Gewiß kann man in dem Werke einen großen Zug vermissen, und manchmal wirkt die Erzählung etwas sprunghaft. Aber das tut der Bedeutung des Ganzen keinen Abbruch. Es finden sich dafür köstlich angeführte Szenen aus dem Leben der kleinen Leute und feine psychologische Beobachtungen, die den Stempel vollster Wahrheit an sich tragen, denn im ganzen ersten Teile gibt der Dichter seine eigene Jugendgeschichte. In der Darstellung trauriger Vorgänge erzielt er eine tiefmenschliche, mitunter geradezu erschütternde Wirkung. Diesem großen Werke folgte nur noch der heiterer gehaltene lyrische Band „Sonntagskinder, Lieder und Gedichte aus Schlesien“. Ein anerkanntes Verdienst um die allgemeine schlesische Literatur erwarb er sich noch durch die gemeinsam mit Friedrich August Krause veranstaltete Herausgabe des ersten „Schlesischen Dichterbüchchens“ (1902). Um sein Schaffen erneut weiteren Kreisen zugänglich zu machen, veröffentlichte vor einiger Zeit Marie Kellein eine schöne Auswahl seiner besten Erzählungen und Gedichte in dem „Philo vom Walde-Buch“ (Breslau, Ostdeutsche Verlagsanstalt). In seinem Geleitwort dazu urteilt Hermann Stehr über ihn: „Keiner vor ihm und noch keiner nach ihm hat die Musik der schlesischen Mundart, ihre Innigkeit, ihre Schalkhaftigkeit, ihren Rhythmus und ihre gemütvolle Tiefe so voll erfaßt und rein gestaltet wie er in den besten seiner schlesischen Lieder.“

Zur Schule Heinzels gehört dann noch August Lichte (geb. 1860 in Naselwitz, Kr. Nimptsch, Lehrer in Ober-Lentum, insober Schweißnitz, vor wenigen Jahren gestorben). Ihm sind in Vers und Prosa außerordentlich treue Bilder schlesischen Volks- und Bauernlebens gelungen, die noch gern gelesen werden wie die „Durf-pumeranza“, „Derbeeme, Schläsches Ollerlee, Geschichtel und Versche“, „Mietebrenge“ und die „Nockagänger“. Auch Hermann Döberwald (eigentlich Hermann Thielcher) aus Brieg (1859—1921) zählt zu dieser Richtung und pflegte in gleicher Weise Vers und Prosa in seinen Büchern, z. B. „Anne schläsche Paperstunde“ und „Schläsche Panerbissen“. Bemerkenswert ist, daß er den Versuch macht, neben der kurzen Schnocke auch längere erzählende Dichtungen in der Mundart zu bieten. Das geschieht in den Dorfnovellen „Achilles“ und „Zigennerkiesel“.

Hier ist nun auch des großen Einflusses zu gedenken, den Gerhart Hauptmann und auch sein älterer Bruder Karl ausübten. Obwohl diese beiden Schlesier dem großen Gesamtschrifttum unseres Volkes angehören, dürfen wir sie auch als wichtige und neue Wege weisende Führer für unsere mundartliche Dichtung in Anspruch



nehmen. Gerhart kommt insbesondere das Verdienst zu, das Schlesiſche in das große Drama eingeführt zu haben. Schon in ſeinem dramatiſchen Erſtling „Vor Sonnenaufgang“ läßt er eine ganze Anzahl Perſonen in dieſer Mundart ſprechen (1883), und ſein berühmteſtes Werk „Die Weber“ (1892) iſt ganz in ihr abgefaßt. Die erſte Ausgabe war in reinem Gebirgſchleſiſch geſchrieben und erſchien unter dem Titel „De Waber“. Nur die Rückſicht auf die Aufführung, weil weder die Schanſpieler dieſes Schleſiſch ſprechen, noch die Zuſchauer es verſtehen konnten, hat ihn veranlaßt, in der ſprachlichen Geſtaltung weitgehende Milderungen und Abſchwächungen vorzunehmen. Ähnlich mußte er im „Fuhrmann Henschel“ verfahren, und die „Roſe Berndt“ ſchrieb er bald in einer vermittelnden Form. Conſt hat er die Mundart noch vielfach, als beſonders wirkſames Mittel der Charakterzeichnung, verwendet, ſo in „Hanneles Himmelfahrt“, im „Biberpelz“, in „Schluck und Jau“, in der „Verſunkenen Glocke“ in der Rolle der Buſchgroßmutter und in dem Märchenſtück „Und Pippa tanzt“. Sein älterer Bruder Karl folgte ſeinem Beiſpiel in den beiden Dramen „Waldleute“ und „Ephraims Breite“.

Die Erfolge der biſher genannten Großen im Reiche unſerer heimischen Dichtung, inſondere auch G. Hauptmanns, riefen eine ſtattliche Zahl mehr oder minder begabter Dichter auf den Plan, ſich auf dieſem Gebiete zu verſuchen. Es ſind ihrer ſo viele, daß hier nur noch einige der bekannteſten genannt werden können. Da iſt zuerſt der Oberſchleſier Robert Cabel (geb. 1860 in Lindenau, Kr. Grottkau, ſeit 1883 Lehrer, ſpäter Rektor in Breslau, geſt. 1911). Er hat viel geſchrieben, etwa in der Art Köſflers, und erhob ſelbſt keinen höheren Anſpruch, als durch Unterhaltung zu erfreuen. Er begann mit zwei Gedichtſammlungen: „Liederbüchel für gemittelte Leute“ (1. und 2. Hundert Lieder aus der Schläſing), die freilich nicht ſo großen Erfolg hatten wie das ungefähr gleichzeitig erſchienene „Schläſche Quellbüchel“ von Ludwig Sittenfeld. Dann kamen ſeine Schöpfenbändchen „Sonntag-Nachmittags“, „Wollgeſchpeißam!“ und „Lach bir a wing!“ Aber viel ſtärkere Begabung und größere Kunſt verfügt ſein Landsmann Karl Klingſ (geb. 1867 in Geſeß, Kr. Neiße, jezt Rektor in Charlottenburg). Er trifft vorzüglich den echten Volkſton. Bedeutender als ſein erſtes Gedichtbändchen „Aus 'em Kutzkatelgebirge“ ſind ſeine ſpäteren Bücher, vor allem das während des Krieges erſchienene, „Schläſches Kriegsbrud“, das in neuer Ausgabe „Panernbrud“ genannt wird. Hierin weiß er als einziger unſerer Schleſier der Tragik und dem Ungeheuerlichen des fürchtbaren Weltgeſchehens in unſerer Mundart trefflichen Ausdruck zu geben. In dem Bande „Neckſches und Gruſtiges“ gelingen ihm, auch zum erſten Male im heimischen Schrifttum, wirklich gute Balladen über volkstümliche Stoffe. Für ſeine Vielseitigkeit ſprechen die heiteren Gedichte deſſelben Bandes und die köſtlichen Kinderreime „A Feldblumenriſchel, Verſchel für kleine Perſchel“.

Philos Spuren folgt er in dem wohl gelungenen epischen Gedichte „Der schwarze Sturch“, allerdings mehr in der äußeren Form; der Inhalt ist heiter.

Auch eine Frau tritt jetzt hervor, Marie O b e r d i e d l , 1867 in Breslau geboren. Sie ist eine feine, stille, besinnliche Natur, mit einem frohen und gütigen Humor begabt, und versteht es in den meisten ihrer Gedichte und Erzählungen, ganz prächtige Bilder aus dem Volksleben zu zeichnen. Ihr erster Gedichtband „Balsamindel“ ist vielleicht ihre beste Leistung, aber auch die erzählenden Bändchen „Summer- und Wintersoat“ und „Luft de mitte?“ bringen viel Schönes und Erfreuendes. Sehr volkstümlich ist auch ihre „Schlesische Spinnstube“ geworden, die schon einen Vorläufer in dem „Spinnabend von Herzogswaldau“ von Oskar S c h o l z hatte.

Als erfolgreicher D r a m a t i k e r hat sich Hermann H o p p e aus Hirschberg erwiesen (geb. 1865); er übertrifft mit seinem „Durstyran, Bauernkomödie aus den schlesischen Bergen“ bei weitem die zahlreichen Versuche anderer, die meist nur Schnoaken in dialogischer Form schrieben. Sein Stück ist in Breslau und Berlin mehrfach aufgeführt worden.

Karl Wilhelm M i c h l e r (geb. 1863 in Schlachtenort bei Mollwitz, Lehrer in Brieg) hat Verse und Erzählungen geschrieben und gibt die Zeitschrift „Durfmusfke“ heraus; ein gleichnamiger Volkskalender von ihm erschien bis 1923; dann wurde er durch den „Lichtabend“, herausgegeben von Marie K l e r l e i n und Paul Karl K e l l e r , abgelöst. Ein anderer sehr guter Heimatkalender ist „Grosshofstersch Feierabend“, herausgegeben von Robert K a r g e r , dem selbst manche guten Gedichte gelingen.

Aus der schlesischen O b e r l a u s i z haben sich zwei Vertreter der mundartlichen Dichtung bekannt gemacht, Lisbeth L i e b i g durch ihr Buch „Anne Hamfl Feldbliem von an Oberlausitzer Bauernmadl“ (1913), das eine recht erfreuliche Leistung ist, und Oskar S c h w ä r , der in seiner „Ahnengalerie“ (1921) mehrere in reiner Mundart gehaltene Erzählungen aufweist, während er sonst hochdeutsch schreibt und die Mundart nur gelegentlich als Mittel der Charakteristik verwendet.

Aus der Zahl unserer jüngsten Heimatdichter, die meist noch um Anerkennung ringen, tritt besonders H a n s R ö ß l e r hervor, geboren 1889 in Naselwitz, ein Nefte R o b e r t R ö ß l e r s ; er hat schon mehrere kleine Gedicht- und Erzählungsbändchen veröffentlicht, so „Guldoatalaba“, „Ei Königs sem Rucke“, die beide auf Kriegserlebnisse zurückgehen, „Heemte, guldene Heemte“ und „Der Förchter-Hons“.

\*

\*

\*

Damit möge unsere Übersicht schließen. Sie ist bei weitem nicht vollständig, sondern hebt nur die wichtigsten Erscheinungen aus der reichen Fülle unseres mundartlichen Schrifttums hervor. Sie läßt aber doch schon erkennen, daß unser immer sangesfrohes Schlesien auch auf diesem Gebiete nicht hinter andern deutschen Gauen zurücksteht, sondern an Zahl der Gestalten und Wert der Erzeugnisse gar manchen übertrifft. Mag auch unter der Fülle der Erscheinungen allerhand Mittelgut enthalten sein, so dürfen wir doch auch mit Stolz und Freude nicht wenige klangvolle Namen zu den Unseren zählen, wie Holtei, Heinzel, Philo und Klings, die wirkliche, echte Dichter sind, und die beiden Hauptmann haben ja nicht nur Schlesiens Dichterruhm in alle Welt verbreitet, sondern auch die Klänge unserer heimischen Mundart in ganz Deutschland bekannt gemacht.

## Karl von Holtei

Alleene.

(Aus dem Jahre 1827.)

Jedweder Mensch hot seine Dhrte,  
 Wu a im Stillen flennen kan;  
 Do macht ma weiter keene Wohrte,  
 Und tutt's irscht keenem andern sa'n:  
 Ma giht alleene aus em Haus  
 Und weent sich ganz alleene aus.

Ich ha an'n Dhrt, wu hohe Buchen  
 Beisammen in a'm Kessel stihn,  
 Rec Mensch kümmt durte nei gekruchen,  
 Ma sitt ooch keene Bliemel bليهn;  
 's ihs nischte durt wie Einsamkeet  
 Und ich mid meinem Härzeleed.

Und giht dernoeh de Sunne under,  
 Do stellt sich noch a drittes ein.  
 's kümmt vun a grienen Buchen runder  
 Und frat: Tar ich derbeine sein?  
 Mit Härzeleed und Einsamkeet  
 Vermengt sich de Blicksälichkeet.

## Mar Heinzel

### U n d e r ' m P f l a u m a b e e m e l .

Under'm Pflaumabeemel, under'm Pflaumabeemel,  
 Stieht 'ne Zunft, die is schien,  
 Hot a weiß Gesicht, Guckel, hell und lichte,  
 Wie die Völke, die ein Pusche stieh'n,  
 Wie die lieben Blümel, die ein Pusche stieh'n.  
 Ei a Goarten 'nein  
 Leicht't der Mondenschein  
 Und die Sternel finkeln goar, wie Guld, su fein —  
 Stille ist 's zentaus,  
 Wi ei Herrgoots Haus,  
 Deß ein grünen Loobe spielt der Wind —  
 Deß die Baache rauscht,  
 Deß doas Woasser plauscht,  
 Und die Berthel, wie se heeßt, doas Kind,  
 Mit 'm Poatschel foast  
 Über sich an Doast  
 Und se spricht su leise, leise, sacht,  
 Spricht se, ei der Nacht:  
 „Boom, ich schüttel' Dich,  
 Liebster, rippel' Dich —  
 Belle, Hundel, belle,  
 Maag's do fein, wer'sch welle!“  
 Und do bellen drei  
 Sitte Hundel glei  
 Zent um Voater'sch Haus,  
 Und se wees ni ei  
 Und se wees nie aus — —  
 Wer do du da Drei'n  
 Sol der richtige sein,  
 Wer, wer wird se frei'n?  
 Is's der Enhu vum Schmiede,  
 Is's der Müller-Friede  
 Aber söld's der Kanter-Koarle sein?  
 Durte bell'n die Hunde  
 Lant aus Herzensgrunde,  
 Und do stieht und sinnt se  
 Und Gedanken spinn't se  
 Ei dam Mondenschein,  
 Ei dam galen, guld'nen Mondenschein —  
 Alder'sch kimmt dam Berthel halt ni ein!

Aus „A frisches Nischel“. Schweidnitz, Heege, d. J. E. 185.

# Proben der deutschen Mundarten Oberschlesiens

Von Friedrich Graebisch

Das oberschlesische Gebiet, in dem bodenständige deutsche *Mundarten* gesprochen werden, liegt im Westen und Südwesten der Provinz und grenzt an den Süden des Regierungsbezirks Breslau, sowie an das frühere Österreich-Schlesien. Es umfaßt die Kreise Grottkau, Falkenberg und Neisse ganz, sowie die Kreise Neustadt und Leobschütz zum großen Teil. Dazu kommen die Sprachinseln Kostenthal, Kreis Cosel, Schönwald, Kreis Gleiwitz, und das jetzt zu Polen gehörige Anhalt, Kreis Pleß, mit eigenen deutschen Mundarten. Alle diese Mundarten gehören zur schlesischen Hauptmundart. Man kann sie, wie folgt, gruppieren:

1 a. Im nördlichen Teil des zusammenhängenden deutschen Mundartgebietes, südlich bis gegen Zülz und Neisse, werden Mundarten gesprochen, die ich als „*Dstschlesisch*“ bezeichne; von Unwerth stellte sie noch zum Lausitzisch-Schlesischen. Die Endung en ist erhalten, die Kleinformen enden auf l. In diesem Gebiet hebt sich besonders scharf ab die *Brieger Mundart*, die im nördlichen Kreis Grottkau und bis gegen Falkenberg gesprochen wird. Sie bildet den Übergang zum Niederländisch-Schlesischen durch die monophthongische Vertretung von mhd. *i* durch *äa*, Diphthongierung von schles. *ä* in *uä* und schles. *äa* in *iää* und Palatalisierung der Zahnlaute (*d, t, l, n*) nach bestimmten Selbstaute (besonders nach altem *i* und *iu*). Gewisse Einzelheiten aber verbinden schon diese Mundart mit den südlichen und südöstlichen, z. B. *Nachwer* = *Nachbar*, Dehnung von *a* vor *n* und Dental, z. B. *aander*, *gaanz*. (Probe 1.)

1 b. Zwischen Grottkau — Zülz — Neisse wird eine weniger charakteristische „*ostschlesische*“ Mundart gesprochen, die dem schlesischen Stammtypus sehr nahe steht, und die ich als „*östliches Gemeinschlesisch*“ bezeichne, wozu ich auch die nördlich und westlich an die Brieger Mundart angrenzenden Mundarten Mittelschlesiens (zwischen Ohlau — Bernstadt — Neumittelwalde, sowie zwischen Ohlau — Rant — Grehlen) rechne.

2 a. Zum sogenannten „*Gebirgschlesischen*“ (Endung *a* statt *en*, *la* statt *lein*) gehören die südlichen Mundarten bis gegen Leobschütz. Der *nordöstliche Zweig* des Gebirgschlesischen umfaßt die Mundarten um Ottmachau und Patschkau bis gegen Neisse und reicht in Mittelschlesien bis gegen Schweidnitz und Reichenbach. Die teilweise Vertretung von *i* durch *e* und *u* durch *o*, sowie *äa* statt *ee* (aus mhd. *ei*, *öu*) und anderes leitet zum gläzischen Zweig über, von dem ihn jedoch die geschlossene Aussprache der Langvokale vor *r* (*hiern*, *Zuhr*) trennt; mhd. *ou* ist in diesem und dem nächsten Gebiet meist durch offenes *ä* vertreten. (Proben 2 und 3.)

2 b. Als besonderen „*oberschlesischen Zweig*“ des Gebirgschlesischen fasse

ich die Mundarten um Ziegenhals und Neustadt (sowie um Hohenplog im benachbarten Österr.-Schlesien) zusammen, die offenes o und e vor Nasalen (n, ng) nach u und i hin verschoben haben (hunn = hân = haben, schinka = schenken) und diese Eigenheit auch mit den Mundarten von Katscher, Kostenthal und der Schönhengster Sprachinsel teilen. Die starken Zeitwörter mit mhd. â im Plural des Präteritums haben von Patschkau bis Katscher im ganzen Präteritum oo gegen â in den anderen gebirgsschlesischen Mundartgebieten, z. B. loom, soog. (Proben 4 und 5.)

3. Südlich von Leobschütz wird eine Übergangsmundart gesprochen, die vom Gebirgsschlesischen zur Mundart von Katscher, aber auch zum Nordmährischen (Oppaländischen) überleitet. In der Verbindung a und ld ist d erhalten (alda); auffallend sind die Kürzen Stoll (Stall), es (ist), wedder (wieder) usw., an die Stelle der gewohnten schlesischen Formen Schenne und Punsch treten Scheuer und Walb. Ähnlich in der folgenden Gruppe. (Probe 6.)

4. An das Gebirgsschlesische schließen sich noch an die Mundart um Katscher, sowie die der vorgenannten Sprachinseln. Besonders letztere erinnern aber infolge ihrer Altertümlichkeit an die anderen Hauptzweige des Schlesischen.

Die Mundart um K a t s c h e r verbindet den ober-schlesischen Zweig des Gebirgsschlesischen mit den Mundarten des Ruhländchens und der Bielitzer Gruppe. (Probe 7.)

Die Mundart von K o s t e n t h a l fällt auf durch die dem Schlesischen sonst fremden gerundeten Selbstlaute ö und ü, die aber nicht denselben mhd. Lauten entsprechen, sondern aus oo und uu weiterentwickelt sind (Gööet = Gott, güüde = gute); dies erinnert an die Mundart von Rotmühl im Schönhengstgau. Auch die Naselung von Selbstlauten (Muu(n) = Mann, gefah(n) = gesehen) finden wir im Schönhengst wieder. Die Kleinformen enden auf chen wie in Schönwald und in der Zips, manche auch auf ken (Faßken, Gläschen, Ragken), nach Guttural auf elchen (Zäägelchen = kleine Ziege. Die Endung en ist erhalten. (Probe 8.)

Die Mundart von S c h ö n w a l d verbindet das Gebirgsschlesische mit dem Neiderländischen und ist noch sehr altertümlich. Ich verweise auf die ausführliche Arbeit von Konrad Gninde „Eine vergessene deutsche Sprachinsel im polnischen Oberschlesien“, Breslau 1911. (Probe 9.)

U n h a l t ist zwar eine Gründung Friedrichs des Großen, die Ansiedler sollen aber aus Geibersdorf bei Oderberg stammen; die heutige Mundart ist daher den Mundarten von Katscher, Bielitz und des Ruhländchens nächstverwandt (nach Jungandreas, Besiedlung Schlesiens, S. 14). Eine Probe habe ich leider nicht beschaffen können.

Die S c h r e i b w e i s e der folgenden Texte ist einheitlich von mir durchgeführt nach den von mir in der „Mundart der Grafschaft Glatz“ (Mittelwalde 1920) aufgestellten Grundfägen, die mit Erfolg auch bei anderen deutschen Mundarten, z. B. der

Bips, angewendet worden sind. Von einer streng phonetischen Schreibung mußte aus Rücksicht auf die meisten Leser, sowie auch auf die Druckerei abgesehen werden. Zum Verständnis sei folgendes bemerkt:

- 1) e bedeutet den kurzen zwischen offenem e und i liegenden Laut, z. B. Rend = Kind.
- 2) o bedeutet den kurzen zwischen offenem o und u liegenden Laut, z. B. jong = jung.
- 3) å bezeichnet den langen zwischen a und geschlossenem oo liegenden Laut, z. B. Väter = Vater.

4) l ist velar zu sprechen, ähnlich dem harten polnischen l.

Besondere Schwierigkeiten bietet die Schreibung in den Proben 1, 5, 6, 7, 8 und 9 wegen der darin vorkommenden palatalisierten Laute und gewisser Diphthonge; man vergleiche die Fußnoten; ie ist stets wie langes i, dagegen ie diphthongisch zu sprechen.

### 1. Zindel, Kreis Brieg.

1) Inser Muckwer August ies schun a aaler Franker Mån. A ies inser Fre(j)nd<sup>1</sup> und der Puäte vo inser Maa(j)dl, vo der Mielchen. Wier huån oo an Jung', da(e) heeßt Korle, zwiaå Maa(j)dl säån schun gesturb'm. Ho(j)tte<sup>2</sup> knåm dr Port-August zu ins. Ich wuår gruåde draußen bää a Ugen und suåg'n kumm. A wullte a de Kirche gihn, aaber der Waig a de Kirche ies we(j)tt<sup>3</sup> und schla(j)cht, und is gihd ieber an hunche Barg. Doo huå ich'n geheessen a bissel näägihn; und ich sponnte de Ugen uån und hullte de Mutter aus der Kiche (oder Stube). Der Puäte hoot jeeßen vo a Ki(j)ndern an Doppel und anne Burne mitgebracht, und am<sup>4</sup> Moontieje huån se a Klee schediech Kugel vuån gekriet. De Ki(j)nder wullten ('n) guår nimme furtluffen; a ies-immer asun sibre gutt zuu'n, wää(j)l s'n immer asun guude Antwurten gaan, wenn a se im wos froo(j)t. A wuel 'n no mihr vo senn Appeln und Burn gaan; murne sulln se zuun kumm und de Beeme schitteln. De Ki(j)nder baaten oo olle Saage zum liebe Hargoot, a mechte dam guude Puaten no a langis Laab'm schenken. — Güste! Doo kimmt de Mielchen! Nun (oder ize) mach der dääne Arbeit; duu hufst no nisch gemacht! Doo tuu och flääsiech larn und schräåb'm und rechnen, doo konnste (oder torfchte) dernoonte mit'n Korle uf de gruuse Wiese spielen gihn, wää(j)l's nimme raa(j)nd= und is Waater ies-asun schien geworden.

2) Mää Vuäter hood-anne gruuse Pauernwirtschoft glää naabern Schoolßen. Doo huå wir a schienis Haus, an Stuaål, anne Schoo(j)ne, a Stiebel (oder Aufzunghäisel), wuu de aale Gruuse(j)ldern drinne wohn, an Guårten mit viel Dobstbeem und Acker und Wiese und an kleene Lääch (oder a Klee Sie); und oo a Pischel gehierd-ins. Ho(j)tte

<sup>1</sup> e(j)nd = kurzes e und palatales nd.

<sup>2</sup> o(j)tt = kurzes o und palatales t.

<sup>3</sup> e(j)tt = kurzes e und palatales t.

<sup>4</sup> am = im (in anderen schlesischen Mundarten ein Moontieje).

ies der Väter nich derheeme. A ies- a der Stüäd- a Schwää(j)n und a Kolb vurkeesen (oder vurkoofen). Anu im a sieb'm rim muuß der Väter wieder derheeme sään; ehnder wurd-a kaum fiun zurick sään. Do gih ij'n schun a gruufis Sticke ariääi. Und wenn a dernoo zur Stunbatiere rääkimmt, doo suä(j)d-a: „Ich huä ä(j)ch ollen wos sihre Schienis mitgebrucht!“ Und doo ies de Friää(j)de gruuf, denn mit laare Hä(j)n- den kimmd-a nich, und jeedis kriet anne Mittebrenge vuä'n. Und doo stihit dernoo der gaanze Tiesch vuul.

(Nach Lehrer Traugott Gebhardt in Cantersdorf.)

## 2. Geseß bei Patzschkan, Kreis Neisse.

Mei Väter hood'n gruufse Pauerwertschoff glei naaberm Scholza. Doo hä-wer a schien Haus, 'n Stäl, 'n Scheune, a Aufuughäusla, wuu de aala Grunfeldan drenne wunn, 'n Gärta mit viel Dobstbääma on Feld- on Wiese on a Leichla, on ä a Steckla Pusch gehierd-ens. Heute ies der Väter ne derhääme. A ies ei der Stät, a Schwein on a Kolb verkääfa. Em a siebne rem, muuß der Väter wieder doo sein; ehnder watt a woll ne häämkomma. Doo gieh-j-m schon a gruuf Steckle eidekääne. On wenn a dernoo zur Stunbatiere reikimmt, doo säd-a: „Ich hä euch ajeedem wäs sihr Schienes mitgebrocht!“ On doo ies de Fräade gruuf; denn mit laara Hända kemmt a ne. On ajeedes frigt 'n Mittebrenge voon-em. On doo stihit der ganze Tiesch vuul.

(Nach Rektor Karl Klings, Berlin.)

## 3. Steinhübel, Kreis Neisse.

Mei Väter hood 'n gruufse Pauerwertschuft glei naaberm Schulza. Doo häber a schienes Haus, 'n Stäl, 'n Scheune, a Aufuughaus, wuu de aala Grunfeldan dinne wunn, 'n Gärta mit viel Dobstbääma und Acker und Wiese und 'n Leich, und ä a Stickle Pusch gehierd-ins. Heute ies der Väter nee derhääme. A ies ei der Stät, a Schwein und a Kolb verkääfa. Im a sibne muuß der Väter wieder doo sein; ehnder watt a woll nee häämkomma. Doo gih ich 'n schun a gruuf Sticke eidekeene. Und wenn a dernoo zer Stunbatiere reikimmt, doo säd-a: „Jech hä ich jeeden wäs sihr Schienes mitgebrocht!“ Doo ies-äber de Fräade gruuf; mit laara Hända kimmd-a doch niemeols (nee), und ajeedes frigt 'n Mittebrenge voo'm. Und doo stihit dernoo der ganze Tiesch vuul.

(Eigene Aufnahme.)

## 4. Ludwigsdorf bei Ziegenhals, Kreis Neisse.

Ense Nopper Leich-Gust ies lange (oder schon) a aaler, täprijer Muun. A gehiert zu enser Freindschost on ies Päte zu ensem Maadla, zu der Selbe.<sup>1</sup> Däs (= de Selbe) hängt unu'm, wie'n Klatte. Bier huun ä en Jonga, a hääßt Roobertla; zwää Maadla sein ens schon gestorba. Heite koom der Päte zu ens rei; iech wär gräde daußa bei a

<sup>1</sup> Mathilde.



Oga on soog-a komma. Al wollte ei de Kerche gihn, aber der Waag ei de Kerche ies weid-on schlecht, on's gihd-ieber en huncha Berg. Doo hå ich a a besla reifomma gehääßa, on iech sponnte de Oga uun on hollte de Mutter aus der Kech. De Pät-Guste goob jeedem Kende en Dppel on enne Berne on uun der Miedhije<sup>2</sup> huun se a klää scheetlich Ragla voon'm krigt. De Kender wollta'n gâr nimme fortloon. Al ies emmer râsnich freindlich zuun-a, weil s' in emmer asuu gutt Beschääd sârn, wenn a se em wâs froogt. Al wiel a nooch meh so senn Appan on Berna gaan; morne senn<sup>3</sup> se zuu'm komma on de Bäume schettan. De Kender bieta olle Saage enfa Herrgoot, doß a on a medhte da lieba gunda Pâte nooch recht lange derhaala. Satt och, doo kemmt de Zelde! Eß mach der och deine Arbt, duu host juu nooch gâr nischyt nie getoon. Tuu der jaa orntlich la(r)na on rechern on schreiba! Dernoocherut konnste met Roobertlan of'm Manger<sup>4</sup> speela, wenn's usshiert zu rann on's Waater werd wieder schien.

(Nach Hauptlehrer Mücke.)

##### 5. Wiese (gräflich), Kreis Neustadt.

1) Oinser Nopper Naag iees lange (oder schont) a alder kranker Muusen. Al iees oinser Freind ond die zwääte Pâte vuu oinsem Maadla, vuu der Mielje (oder Miela). Bier huuen å en Jonga, daa(r) hääßt Korla, zwää Maadla sein oins schont gestorba. Heite koom de Pâte zu oins; iech wâr gråde daußa bei a Oga ond soog-a komma. Al wollte ei de Kerche giehn, aber der Waag- iees weid- ond schlecht, ond's gieht ieber en huncha Barg. Doo sârt ich'm, a sellte a besla ei de Kech (oder Stube) giehn, ond- iech sponnte de Oga ei ond gink dernoochtert ei de Kech ond hollte de Mu(j)ter. De Pâte hood-ajeedem (oder em jeeda) vuu a Kenda(r)n en Dppel ond-enne Berne mit- gebroocht, ond-om-Moontie huuen se a kläänes scheetlies Ragla vuun-em krigt. De Kender wollta'n gâr nimme fortloon, a iees emmer asuu sibr gu(j)tt kää se, weil s'm emmer sette gunde Antivuurta (oder Amperta) gaan, wenn a se em wâs froogt. Al wieel a nooch meejer vuu senn Appaln ond Berna gaan; morne sellta se zuun-en komma ond de Bäume schettaln. De Kender baata å olle Saage zu oinsem Herrgoot, doß a ond a medht daa(r) lieba Pâte a langes Laaba schinka. Giste, doo kemmt de Miela! Eße mach der och deine Arbeit! Duu host juu nooch rään nischte gemacht! Doo tuu och fleißich larna ond schreiba ond recha(r)n, doo torschte (oder konnste) dernoochtert met Korlan of de Wiese speela giehn, weil's nemme raant ond 's Waater iees wieder asuu schieen geworda.

2) Mei Väter hood-enne gruûße Panerwertschost gleich naaba 'm Scholza. Doo huueber a schieenes Haus, en Stâk, enne klääne Scheine, a Auszugheisla, wuu de

<sup>2</sup> Mittwoch.

<sup>3</sup> sollen.

<sup>4</sup> Anger, Aue.

aalda Gruusfelda(r)n denne wohn, en Gärta met vielea Dobstbääma denne ond Acker ond Wiese ond a Leichla; ond ä a Steckla Waald gehiert oins. Heite iees der Väter nedh (oder nie) derhääme. Ä iees ei der Stät, a Schwein ond a Kolb verkääfa. Äsuu em a holb sieebene muß der Väter wieder doo sein; ehjer werd a nedh zurecke komma. Doo gih ich 'm schon a gruuß Steckle eidekääne. Ond wenn a dernooch zur Stuuatiere reikemmt, doo sprecht a: „Jech hå ich okla wås sihr Schienes mettebroocht!“ Ond doo iees de Grääde gruuß, denn met laara Henda kemmt a nie, ond jedweedes krigt enne schiene Mettebringe vunnem. Ond do stieht dernoochtert daa(r) ganze Vieesch vuu daam Zeige vuul.

(Nach Lehrer Thomas, Kohlsdorf.)

# 6. L ö w i g , K r e i s L e o b s c h ü g .

1) Unser Nopper Jegnaaz es schon a alder Franker Muen. Ä es onser Freind ond de Päte vo onsa(r)n Maadla, der Mielije. Ber honn aa an Jong', daar haast Kork; zwaa Maadlan sein schon gestorb'm. Heite koom de Päte ze ons; iech wår gråde daußen beim Ogen ond hå 'n konn gefahn. Ä wollt ei de Kerche gihen, aber der Waag: ei de Kerche es weid: ond schlecht, ond 's gihed: eeber an hohen Barg. Doo hå ich 'n haassen neigihen, ond: iech spennt de Ogen ei ond hollt de Mutter aus der Kech. De Päte hood 'n Kenda(r)n jee den enn Dppel ond = aae Berne metgebroocht, ond om Moontije honn se a Kienes (oder Klaanes) schedijes Ragla von ('n) krigt. De Kender wolln = en går nemme fortloossen (oder loon), a es immer asoo sähr gutt zuun, doo s 'n immer asoo gnude Antwårten gaan, wenn a se wås freegt (oder froegt). Ä well 'n noch meher vo sein Appaln ond Bern gaan; morne<sup>1</sup> selln se zuun gihen ond de Baame schettaln. De Kender baaten aa alle Taage zun lieb'm Herrgoot, doß a der Päte noch a langes Laab'm schenk'n mecht. — Satt och! Doo kemmt de Mielije! Es mach der deine Arbeit; duu host je noch nische gemacht! Doo tuu och orntlich lern ond schreib'm ond recha(r)n; doo konnst (oder forschte) dernooch met Korkan of der gruußen Wiese spielen, doo 's nemme raant ond 's Waater asoo schien worn es.

2) Mei Väter hood = a gruueße Pauerwertschoft nohnde beim (oder glei naaba(r)n) Scholze. Doo homber a schienes Hans, an Stoll, a Scheier, a Auszugheisla, woo de alden Gruusfelda(r)n denne wohn, an Gärten met viel Dobstbaaem ond Feld = ond Wiese ond = an Leich, ond aa a Steckla Wald gehäard = ons. Heit es der Väter nie doo (oder derhaame). Ä es ei der Stät, a Schwein ond = a Kolb verkaafen. Em a seebne muß der Väter wedder doo sein, ehnder werd a wellt nie zureckkomm. Doo geh ij'n schon an gruueßes Steckla akaane. Ond wenn a dernooch zur Stoo'b'ntiere reikemmt, doo sääd-a: „Jech hå eich jee den wås sähr Schienes metgebroocht!“ Ond doo es

<sup>1</sup> Mit offenem o (vgl. gläzisch manne).

de Graade gruueß; met laa(r)n Henten kemmd-a doch niemools, ond = ollen brengd-a was met. Ond doo stihet dernooch der ganze Teesch vnnel.

(Eigene Aufnahmen; Sprecher: Waisenhausinspektor Robert Kunze in Breslau.)

### 7. Neukircher, Kreis Leobschütz.

1) Unser Kopfer Naaz es schon aaalder Franker Mnnen. Ar es unser Freind ond der Pooat vo onsem Maaidle, vo der Miele. Wer huuen aa an Jong', daar haaißt Kall (oder Kallchle); zwää Maaidlen sein ons schon gesturwe. Heid = es der Pooat zuu ons komme, ich woor grooad danße bein Ore ond sooch = en komme. A(r) wollt ei de Kirch gihen, äwer der Waag ei de Kirch es weid = ond bies, ond = es gihed = eerwer an hooche Barg. Do hies-ij-en neigihen, ond = ich spennt de Ore ei ond hollt de Mutter aus der Rech. Der Pooat hood = n Kunde(r)n an Appel ond = a Bern metgebroot, ond = em = Moontich huuen se a Kienes (oder Klaaines) scheekijes Kagle von em kricht. De Kender wollten ('n) goor nimmi fottloou, ar es immer aso sihr gutt zuu en, weil sem immer aso guude Antworte gaau, wenn a(r) se wos frääat. A(r) well 'n noch mähr vo fann Appeln ond Berne gaau; moou'n selle se zuu em gihen ond de Baaim schetteln. De Kender baate aa olle Saach zum liewe Herrgoot, a(r) mecht dam guude Pooat noch a langes Lääb'in schenke. — Gahd-ock! Do kemmt de Miele! Eg mach dei Arwet, du host noch nisch gemacht; do tuu ock fleisch la(r)ne ond schreiw ond rechnen<sup>1</sup>, do konnst dernooche(r)t met Kallchlen of de gruueße Wies spiele gihen, weil's nimmi raaint ond 's Waater so schien geworn es.

2) Mei Vooater hood = e gruueße Pauerwettshoft glei naawem Scholz. Do huuen wer a schienes Haus, an Stoll, a Scheier (oder Schein), a Aufsoogheisle, woo de aalde Gruueselde(r)n denne wohne, an Vooate met viel Dobstbaaim ond = Acker ond Wies ond = a Leichle; ond = aa a Steckle Waald gehierd = ons. Heid = es der Vooater ne derhaaim. Ar es ei der Stooat, a Schwein ond a Kolb verkaufe. So em a seerwe muß der Vooater wedder doo sein; ehnder we(r)d a(r) woll ne zureck komme. Do geh ij = em schon a gruueßes Steck atkaan. Ond wenn a(r) dernooch zur Stooiwetier reikemmt, do sääd = a(r): „Ich hä eich jeedem wos sihr Schienes metgebroot!“ Ond do es de Graaid gruueß, denn met laare Hend kemmd = a(r) ne zureck, ond jeeds (oder jeedes) kricht woaas metgebroot von = em. Ond do stihet dernooche(r)t der ganze Teesch vnnel.

(Nach Dr. Josef Horag und Lehrer Maiß.)

### 8. Kostenthal, Kreis Glogau.

Unser Nocker Gustlik ääs schont aaalder Franker Mnn(n).<sup>2</sup> A(r) ääs = unser Freind<sup>3</sup> ond der Päte (oder Gebotter) vnn(n) onsern Maadchen, der Mille. Mier hunn öo en

<sup>1</sup> Aus „rechnern“.

<sup>2</sup> (n) bedeutet leichte Näselerung des vorangehenden Selbstlautes; n in (n) ist stumm.

<sup>3</sup> Hier und in anderen Wörtern werden die Zahnlaute palatal gesprochen; von einer besonderen Bezeichnung wurde abgesehen, da ich die Aussprache nicht nachprüfen konnte.

Jong', daar heest Korle, zwää Maadchen sein ons schuu(n) gestorb'm. Haaite kuun daa(r) Pâte zü ons, ech wår gråde daußen ban Ogen ond hå 'n kumm gesaa(n). U(r) wullde en de Kerche gäh(n), aaber der Wääg dette hää ääs waa(i)t, ond mer muiß ääber en huuch'n Baarg. Ech hå 'n geheesen neizügäh(n), a(r) sullde worten; ech sponnte de Ogen uu(n) ond hullte de Muitter aus de<sup>1</sup> Keche (oder Stunibe). Da Pâte hööt jäaden en da Kendern en Dppel ond enne Berne gegaa(n), ond um Mööntige hööd 'r 'n a scheefiges Kask'n gebröcht. De Kender wullden a(r)n går nimmi fortlöön; ar ääs immer suu gu(i)tt zü a Kendern, waa(i)l se immer güüde U(r)ntwöörten gaa(n). U(r) wääł nen noo mähr Döbst (oder Appel ond Bern) gaa(n); mööne filln se Beeme schetteln kumm. De Kender baaten olle Laage züm lieb'm Gvöt, a(r) soo da<sup>2</sup> Pâte no a langes Laab'm schinken. Giste! Dette kummt Mille! Ege mach ock daa(i)ne Urbaa(i)t; düü host no reen nisch getöön! Mach ock ege daa(i)ne Schüülarbaa(i)ten; tüü rechnen, laafen ond schreib'm; danöoger ku(n)ste met Korlu späalen gäh(n) uf. de Wääfe; es werd danöoger nimmi rann, ond es Waater werd schää(n) waa(r)den.

(Nach Lehrer Paul Mihatsch.)

#### 9. Schönwald, Kreis Gleiwitz.

1) Mei Väater hot (oder hood) an große Pauwerwetttschoft g(j)eräede (oder glei) naawer = em Schooze. Din hån wer a schääe Haus, an Steo, an Schaajer, a Heischa, weo de ande (oder anda) Greofeldan denna fann, an Guuota and = an Heng(j)erzaun<sup>3</sup> met vääel Dobstbeemcha and Fand- and Wääese, däs heest „es Heemiewe“<sup>4</sup>, and-an Klenn Laajch;<sup>5</sup> and = ooch = a Stedjecha Posch g(j)ehied = ons. Heite es da Väater ned beheema. Er es a da Stät, a Schwein and = a Keob verk(j)eefa. Em sääewa muß da Väater wedder doo fann, reschan wett a kaumo (oder wo ned) anheem komma. Din g(j)ääe ech em schon a groß Sted(j)e atchjen. And wenn a denn zer Steowa- tier rein (oder rei) f(j)emmt, diu suud = a: „Ech hår = aaj = iedom ischta sih Schääenes methbroocht!“ And diu do es de Freide groß, denn met läädeg(j)e (oder = a) Hä(j)nda f(j)emmt a keemo (oder niene), and = iedes frigt ischta methbroocht vānem. And diu stääet denn da Tesch da ganze weo.

(Zusammengestellt nach Dr. Konrad Gufindes „Eine vergessene deutsche Sprachinsel im polnischen Oberschlesien“, Breslau 1911.)

2) U M i e r c h a. Bom Bocke hån de Heedwig(j)asaldäata<sup>6</sup> ongder Ma(j)de a Looger. Frihjan wuor dotte, weo neo de Zigg(j)elaaje stääet, lauter Posch. Dott g(j)ing(j)a

<sup>1</sup> 4. Fall.

<sup>2</sup> dem (masc.).

<sup>3</sup> Hinterzaun = Gras- und Obstgarten.

<sup>4</sup> Heimerbe = der ganze Feldbesitz.

<sup>5</sup> In Schönwald nur Flurname.

<sup>6</sup> Die zweite Silbe (wig) hat den Hauptton.

de Heedwig(j)asaldäata a de Ma(j)de nein, and wenn amoo a Krigg weßt waa(j)da, wäs f(j)eemo ofhien tut, denn wann de Heedwig(j)asaldäata rauskomma and eog zommaschiffa. Denn weßt da Krigg gleich ofhien. Em drassekjuhreg(j)a Krigg(j)e wonn se och ofg(j)estaanda and rauskomma aus der Ma(j)de. Diu wuuo da Krigg gleich guuor g(j)ewaaßt.

(Entnommen aus Dr. Gufindes „Sprachinsel“, S. 219, mit geänderter Lautschrift.)

Übersetzung: Ein Märchen. Beim Bauer Boß haben die Soldaten der hl. Hedwig unter der Erde ein Lager. Früher war dort, wo jetzt (nun) die Ziegelei steht, lauter Wald. Dort gingen die Hedwigsoldaten in die Erde hinein, und wenn einmal ein Krieg wird werden, was niemals aufhört (aufhören tut), dann werden die Hedwigsoldaten herauskommen und alles zusammenschleßen. Dann wird der Krieg gleich aufhören. Im dreißigjährigen Kriege waren sie auch aufgestanden und herausgekommen aus der Erde. Da war der Krieg gleich zu Ende (gar) gewesen.

## Heinrich Tschampel

Geboren am 22. 5. 1799 in Dombrowka bei Karlsruhe, gestorben in Duolsdorf bei Völkheim

### Der Herbst

in der schlesischen Gebirgsmundart

Nu ihs der Summer wieder furt  
Mitsomst dar grußa Hitze,  
Und wi's Getrade prangte dort,  
Do sitt ma Stuppel ize.  
De Felder sein fost olle loar  
Und Junga hitta druffe har.

Viel karger ward der Tag igund,  
Is bloßa kahle Winde,  
Und woas sußt grüne woar und bunt:  
De Gehe, Barke, Linde,  
's wärd olles walf und gahl, und 's Laub  
Fällt nu a Beema ei a Staub.

De Schwolma hoan sich fortgemacht,  
De ahla und de junga,  
Und ander' Vögel, die de Pracht  
Zum Summer hoan besunga. —  
Zieht glücklich, doch vergaßt ne arn  
De Rückfahr; denn mer sahn oich garn.

Und nu a Bluma kleen und gruß  
Ei ihra viela Forba,  
Do blühn arn no die Aftarn bluß,  
De andarn sein vertorba;  
Die mag der Herbst ne garne sahn,  
Drim hot a'n risch an Knig gegahn.

Gatt dorte och de Aleppel oa  
Mit ihra ruta Backa,  
De Barna, Pflauma horte droa,  
Und Nüsse goar zum Knacka!  
War hot denn die ins mitgebracht?  
Der Herbst, der hoat oa ins geducht.

De Kaller, Schonn und Bädme sein  
Nu ihm gefüllt mit Goba,  
Und moncher Gegend gibt a Wein,  
Doas ihs doch will zu loba!  
Zwoar ihs is Wosser sieht gesund,  
Doch Wein macht lustig Harz und Mund.

Drim macht der Herbst au, wie bekannt,  
Monchmol a arnst Gesichte;  
Al säguet halt doch 's ganze Land,  
Gibt viele sisse Früchte,  
Und monche seinner Lage sein  
Nu reich oa mildem Sunnaschein.

Al kimmt mer für, als wie a Freind,  
Al rechter, praver, guder,  
Dar meher ihs, als wie a scheint,  
Dar ohne viel Geschwuder,  
Wenn an ne immer spoßt und lacht,  
Doch Ander garne glücklich macht.

## Philo vom Walde

Gestorben 15. 1. 1906 in Breslau.

Geboren am 5. 8. 1858 in Kreuzendorf bei Leobschütz.

In der Vorrede zu seiner Gedichtsammlung „A Singvögerle“ äußert sich der Dichter auch über die Schreibung seiner Mundart. Er sagt hier: „... Dialekte lassen sich bekanntlich schwer aussprechen und noch schwerer aufschreiben. Die Lautnuancen sind so fein und vielfältig, daß keines der bestehenden Alphabete genügt, dieselben zu markieren. Um dem Laien den Genuß so viel als möglich zu erleichtern, ist es nötig, daß man in der Dialektorthographie nicht zu rigoros verfährt, sondern dieselbe möglichst vereinfacht und Konzessionen macht. Darum habe ich mich nicht gescheut, mitunter ein Reimwort dem Hochdeutschen nahezuführen und die Orthographie den Regeln des Schriftdeutschen anzupassen, um den eigentlichen Stamm deutlicher erkennen zu lassen und so besseres Verständnis zu ermöglichen. Fast durchgängig sind auch die dumpfen Laute: ö, ä, eu, äu beibehalten, obgleich sie vom Volke im allgemeinen nicht rein gesprochen werden. Wer den schlesischen Dialekt an Ort und Stelle kennen gelernt hat, weiß, wie er in diesem Falle zu lesen hat — dem Fremden aber ist das Verständnis dadurch bedeutend erleichtert. Wer den schlesischen Dialekt — oder besser: die hunderte von Lokaldialekten — so schreiben wollte, wie sie gesprochen werden, dürfte teilweise selbst dem gewiegtesten Kenner desselben unverständlich bleiben. In diesem Punkte muß der Poet weitere Kreise im Auge haben und diesen gemäß die Grenzen ziehen.“

### Der Wäber-Hansel.

.....  
Der Hansel flennt wie uft eim Stillen:  
„Wie sol ich denn im Himmels willen  
Daß immer ei der Stube blein?  
Ich kan doch halt nicht andersch sein!  
Beim Opulen und beim Fädernschleißn  
Kan Ges sich doch nich ganz zerreißen!  
Ich gieper nach ang frischer Luft  
Und nach a brinkel Blümelnduft!“  
Al hoot sich's täglich vürgenummen:  
Al wil iz zu Verstande kummen —  
Doch ihs a außer der Gefahr,  
Do ihs a, wie a immer war. . .  
Gitts luste halbig nisch zu schufsten,  
Do sitt a, daß a kan verduften.  
Al schlecht sich sachte aus 'm Haus  
Nul Freedn ei sei Gärtel naus.

Doas ihs od zwarsch a kleenes Gekel,  
Doch ihs's ju iz sei Lieblingsfleckel:  
Und freemert a ei däm Revier,  
Do kimmt a sich as Rienig vür.  
Al thutt de Bätel frisch bestechen,  
Al macht se gleiche mit 'm Rechen,  
Al klaubt se vun a Quecken reen,  
Al kluppt de harten Kließer kleen,  
Al zieht sich Luren, macht sich Tammel  
Und steckt sich Türken, Liebeslammel,  
Gät Astern, Ringelrusen, Lach,  
Pflanzt Schnietlich, Zwiebeln, Pasternack  
Lät Plutscher- und o Gurkenkerne  
Um Neumond bei der Stallaterne.  
Daß keene Spazger drüber gieh'n,  
Do thutt a lauter Fäden ziehn.

.....

Aus dem Epos „Leutenot“.

## Wiegenlied.

Nin, nin, nei —

Kindele, schlof ei.

Schlof ock, draußen gieht der Wind,

Bist ju doch mei guldenes Kind.

Hul, lul, lei.

Nin, nin, nei —

Kindele, schlof ei.

Schlof, du Kleener Strampelgeist,

Daß dich nich is Hundel beißt,

Hul, lul, lei.

Nin, nin, nei —

Kindele, schlof ei.

Schlof, lust kummt der schwarze Man.

Där wil's Kindel mite han.

Hul, lul, lei.

Nin, nin, nei —

Kindele, schlof ei.

Engel tun ju bei der stiehn,

Schuckeln's Wiegel her und hien.

Hul, lul, lei.

Nin, nin, nei —

Kindele, schlof ei.

Draußen blüht der Appelboom,

Ha ock recht an schienen Troom!

Hul, lul, lei.

## De Grußel.

De Grußel huck't vurm Armenhaus  
und bäh't sich an der Sunne aus.

Se kam a ganzen Winter schier  
nich eemal vur de Gattertür.

Nu stieht vul Blütten jeder Boom,  
as wär de Welt an Himmelstroom.

Al Troom ihs o de Lebenszeit,  
die hinger i'r vergangen leit.

De Grußel ihs heut achzig Jahr —  
Do ihs'r vieles nich mehr klar . . .

Ock wie der Man verfiel ein Sand,  
wies's Haus gehell ein Feuer stand,  
wie pluge's ganze Viech vertarb,  
wie ee Kind nach'm andern starb,  
wie's Wasser kam und rieß nnd rieß,

bis nisch't meh blieb als Schutt und Ries,  
wie's Hagelwetter alles zerschlug  
und sie is Brut aus Kleien buß,  
wie jeder sat: „Doch das no vullt?“  
und doch nich Gener helfen wullt —

Das kan se no su eegen sehn,  
as wärsch'r heute gle geschehn . . .

Se hoot's verwunden pe-a-pe —  
se fürcht, se wünscht, se hufft nisch't meh.

De Welt mag uf'm Ruppe stiehn,  
se lebt für sich alleene hien.

Se klat nich, flennt nich, lacht nich gruß —  
se isst und trinkt und spricht ock blus:

„Ma muß wie fruh sein — Got, ach Got!  
Wenn daß ma ock is Leben hoot!“

## Karl Klings,

geboren am 11. I. 1867 in Geseß bei Patschkau. In einem Briefe schreibt uns Klings über seine Sprache:

. . . „Die Mundart, in der ich die Erzählung geschrieben, ist die der Patschkauer Gegend, genauer: die meines Geburtsortes Geseß, früher: Gesäß. Es ist das jenes Dörflein, das man meint, wenn gesagt wird: „Such mich bei Potschke!“ Bereits in meinen beiden letzten Büchlein „Streefelfucha“ (bei Heege in Schweidnitz) und „Himmelreich“ (Duncker, Weimar) hab ich mich genau an die heimatliche Mundart angeschlossen, die ich bis zu meinem 14. Jahre täglich gehört und gesprochen habe. Desgleichen in meiner ersten Gedichtsammlung „Aus'm Rutkattelgeberge“ (1902). In den späteren Veröffentlichungen „Dieldumdei“ (Heege), „Schläsches Kriegsbrut“ (Breslau), „Geldbliemel“, „Ned'sches und Brusliches“, „Der schwarze Sturch“, (Walzel, Mittelwalde), habe ich aber die a-Endungen aufgegeben nach Philos Beispiel und dafür — le — en usw. eingesetzt. In den letzten zehn Jahren bin ich jedoch zur Überzeugung gelangt, daß Philo vom Walde in der Idealisierung, d. h. in der Annäherung der Mundart an das Hochdeutsche zu weit geht, und daß die — a- und la-Endungen kräftiger wirken und zum Charakter der Mundart, die ich als Kind gesprochen, durchaus gehören. Ein Verhältnis zur schlesischen Mundart, d. h. bewußte Beziehungen freundlicher Natur, gewann ich erst spät. Nach Vollendung meines 25. Lebensjahres. Zum ersten Mal hörte ich schlesische Gedichte von Holtei als Schuljunge. Wie ich heut glaube, ist ihre Melodie mir zeitlebens im Ohre geblieben. Als grüner Seminarist fühlte ich mich natürlich verpflichtet, die schlesische Mundart als etwas Minderwertiges, Ordinäres einzuschätzen. Daß von Seiten der Lehrer und Mitschüler zur Bekämpfung dieses beklagenswerten Irrtums nichts getan wurde, kann ich mit Bestimmtheit behaupten. In meinem 26. Jahre spielte mir der Zufall Holteis Gedichte, Kößler und Bauch in die Hände. Ich las die Bücher ohne wärmere Teilnahme. Das war im April. Im September darauf schrieb ich meine ersten mundartlichen Gedichte. Sie fielen mir mühelos in den Schoß wie reife Apfel. Seit jenem Herbst bin ich der Mundart treu ergeben . . .“

### Scherbla

Hinderm Hause liega Scherbla,  
 Wull a ganzes Vertelkerbla,  
 Und de Kinder kumma wißla,  
 Klanba sich woas aus zum Spiela,  
 Griene Glasla, rute Glasla,  
 Hala die sich iebersß Nasla,  
 Sucha dorch und frehn und jura:  
 Sahtt och, sahtt och, Pfard und Maßa,  
 Bäm' und Häusla rut und grien,  
 Sach, de Welt — wie schien, wie schien!



## Maikaber flieg'!

Maikaber fliege, fliege  
 Der Vater ihs eim Kriege,  
 De Mutter tutt sich rackern,  
 Lutt walzen, sän und ackern,  
 De Härde lenkt se zuckzuckzuck,  
 Hält fest und fursch a Zweescharpflug  
 Und kummandiert 's Gefinde,  
 Und alles wie geschwinde.

Maikaber fliege, fliege,  
 Der Bruder ihs eim Kriege,  
 De Schwaster tar nich trugen,  
 De Härde muß se pugen,  
 De Striegel, de Kardatsche ziehn,  
 Und früh 's Gefinde wecken giehn,  
 Und näher'm Gänseruppen  
 No Gants' und Sichel kluppen.

Maikaber fliege, fliege,  
 Der Grußtnecht ihs eim Kriege,  
 De Grußemad muß 's leiden,  
 Die muß de Siede schneiden,  
 Muß Haber schütten, Wasser tra'n,  
 De Radber schmärn, a Lüngerswan,  
 De Kleemad, de Kalene,  
 Muß misten, ganz alleene.

Maikaber fliege, fliege,  
 De Männer sein eim Kriege,  
 De Weiber und de Kinder,  
 De Made und Gefinder,  
 Se machen alle Männerarbt,  
 Und keener hüngert, keener darbt.

„Schläsches Kriegsbrut“

## De Potschker Tohla

Von Karl Klings

Al kunnde reda, woas a wullde, de Leute lachta driebier. Goar inse Grußla, biede sunst nich glei 'n Lummhät mitmachte. Jeda Sinnabend oaber ging Tohla-Kaschper ins Dorf, de Klinka schloon.

Inse Grußla goob ihm immer 'n Pfennig. Doas kummt om billigsta, soat'se. Und Kaschper bedankt' sich gepassig immer asu: „Inne verpucht, Muhme, Du machst Dich wieder amol noblich heute. 'n ächelganza Kupperpfennig schmeißt mir ei de Miße. Dar watt oaber hecka!“

Al spuckte dreimol druf.

„Beim Kratschmer eim Klägeldkastla!“ stichelte de Grußla. Kaschper oaber stalt' sich beleidigt: „Ich trinke doch kenn Branntwein?“

„Nänä, Du trinkst kenn. Du säufst a.“

Do hill a sich de Uhrn zu und machte, doß a nausloom aus 'em Hofe. Sei letztes Wurt hieß immer : „Behitt Dich Goot fier a Potschker Tohla!“ — —

Mir huppte de Wunderhöstigkät uff de Zunge, und jedesmol froot' ich: „Warum redt' a 'n immer asu? De Potschker Tohla tun doch kämenschan nischit!“

„Weil a nich wäß, woas a redt; 's werret ihm eim Kuppe.“

Mehrer frigt ich kämol raus. Wissa wulld ich's aber doch. Do koom ich uff'n guda Gedanka: Du gihst glei vier de rechte Schmiede! Wenn sich's amol watt schicka, froost' a Tohla-Kaschper selber! Daber wenn ich ihm nu begahnte, ging ich ihm aus 'em Wege. Ich hotte käne Karaasche. Amol oaber kunn ich ihm nich ausweichn, ich soh g a nich, ich fill ieber'hn.

Ich koom vum Felde. Huch ieber mir trällerte 'n Lerche. Alle zahn Schriete lät' ich a Koop hindanieber und suchte 's kläne Pinkla eim Blooa. Und do stulpert' ich ieber woas Wäächens.

„Du hust wull a Hinnerplinz, Jingla?“

Ein Groase vier mir loog Tohla-Kaschper. 'n Gänsehaut lief mir ieber a Nacka. Weil ich's oaber soh g, doß a lachte, lacht' ich mit.

„Mach Dir nischit drans, Jingla!“ soat'a. „Wir sein ju no ganz, ollebeede. Und's Vasperkerbhl hängt oa no ganz om Henkel. Gelloch, Du kimmst vum Felde? Du hust Guern Lenta de Vasper nausgetroan? Quorgschnieta! Brauntwein! Hoot's ernd no'n Schluck eim Pluntscher?“

Dam werret's doch nich eim Kuppe, doocht' ich und räächt ihm 's Kerbhl.

A hill sich a Pluntscher oan de Lippa.

„Uhlr, guder Meißer Kornbrauntwein! Uff zahn Meila richt ma's; oaber 's hoot kä Träppla meh drinne.“

Mir toot's läd im a. A mucht mirsch oansahn. Denn a lät' mir de Hand uff a Kopp und soate: „Jingla, Du konnst nischit derviere. Du bist nich schuld. Ich hoa äben kä Glücke meh uff der Welt. Die verpuchte Potschker Tohla ginna mirsch amol wieder nich —!“

De Tohla! Besser kunn sich's ju goar nich schicka. Und uff der Stelle froot' ich:

„Kaschper, warum schimpfst Ihr'n immer uff de Tohla? Die tun Euch doch nischit!“

A schlug mit der Hand, wie wenn a wüllde 'n Fliege wegjoan.

„Jingla, doas verstihste no nich.“

A soh g mir äga eis Gesichte.

„Amende verstihste 's doch schun?“ soat'a nooch'err Weile. „Weil de doch froost! Gifste, ander Leute froon erscht nich amol. Die lacha blooß ieber mich. Jingla, weilste mich froost, wil ich Dir de Sache derzehla. Gntt, mei Jingla! Immer fleißig froon! War de nich froot, derschäht nischit. Ich rede nich ganne so da Viechern. Doaber weilste doch gefroot hust! De Potschker Tohla! Ich kenn' ihr' dreierlä Sorta: gebackne, gefiederte und ungefiederte. De Gebackna kumma vum Bäcker. Daber blooß de Potschker

Bäcker kinna se backa. De Potschker Bäcker hoan se derfunda. 's Rezept oaber ver-roota se nich. Doas macha se recht. Wäasnes Mahl, Milch, Ruskfinka — sunst braucha se nisch derzune. Wie se schmecka, Zingla, doas weste doch? Mir gihn s' ieber jede ander Gutttschmecka. Al schinnsta Quorglucha loof ich Dir stihn und greif no der Tohle, wenn ich wehla hoan. Wenn mir amol a Milljonär und vermacht mir'n Milljon, kääf ich mir zuerschte zahn Schoof Potschker Tohla und ass' mich tut. Der-noocher erscht kimmt olles ander. Du lachst mich nich aus, Zingla, doas gefällt mir, Du bist nich wie d' andern, Du zeigst Verständnis. Wie gesoat, de Potschker Tohla hoan mirsch oangetoon, die klenk gaala Dingla mit Ruskfinka-Aglan! Wenn ich mir a sitt Beegala vierstelle, lääst mirsch's Wosser ein Maule zusomma. 's mag 'n Schwäche sein, die sitte Leckerfegigkät, — ju doch, ich ga's ganne zu. Woas hoan ich oaber der-viere? Sol ich uff de Mutter, Goot laß se selig ruhn, sol ich'n Stän uff se schmeißen? De ging jeda Dornstich, dan inse Herrgoot goob, ei de Stoadt, und wenn se hämkoom, zug s' immer 'n Potschker Tohle fier mich aus em Schubsacke. Mein Zingla hoot sich do wull mit der Zeit oans Tohla-Flääsch gewehnt; ich frigt' 'n gelistiga Zoahn, 'n „Tohla-Zoahn“ mächt ma sprecha, und je älder, doß ich wurde, — a fill mir nicht aus, eim Gegentäl: a wuchs mit mir und wuchs mir zuguderleste ganz ieber a Koop. Hätt' ich mir ihn beizeita loon ausbrecha, ich känd' a reicher Moan sein heute — —“

Al hill sich a Pluutscher wieder oan de Lippe und schluckte — Luft.

„Iß vo der zweeta Tohlaforte, vo a gesiederta! Huste Beegel ganne?“ froot' a mich.

„Beegel und Klänviech? Al Junge, dar kenn Sinn hoot fier sitt Zeug, gefällt mir nich, ver-stihste! Bei dam hapert's wu. Al mag 'n kluga Koop hoan, oaber a hoot kää gutt Hase. Ich muß' immer woas Lebendiges eim Stiebla hoan: a Rutkatla, 'n Kohnmäse, 'n Stiegligke, a Meerschweinla, a Uchherula! Deswegen, weil ich ei de Lehre koam, — Sell, do horchste, do machste Gucka! Du kennst mich bloof, wieste mich sitst. Du kennst och a Lagedieb, a Battelmoan, a Gausack! Konnst mirsch oaber gläba, ich bien rechtschillig gelarnter Schuster. Ich hoa vier Zuhr gelarnt beim Simmig-Schuster zu Fuchswinkel. Du hust a nimme gekannt? Al ticht'ger Mäster, oaber a hotte kää Verständnis fier Beegel und Klänviech. Deswegen gefill mirsch nich bei-n-ihm. Woas wil oaber a Schusterstift macha? Der Knieriema treibt ihm eim Handimdrehn de Mucka aus 'em Nischel. Ole zwee Wucha schickt' a mich amol eis Tohlstaadla. Do hott' ich immer dreierlä zu besorga: Al Pfund Pech, Gohlalader, Zwicka und sitt Zeug. Zweetens koast' ich mir fier'n Bihma Potschker Tohla, gebackne, verstihste, und drittens stalt' ich mich 'n Vertelstunde under a Tohlatform, lät' a Koop eis Genicke und sohg a Tohla zu, wie se sich fleederta, wie se sich joata, wie se kindschta und schackerta. Doas äne Mol troof sich doas Ding necksch. Weil ich asu do stih, kimmt a Tohla-Mannla aus der Stoadt uf a Torm zugefloon. 's hill woas eim Schnoabel, a Stieckla Fläsch, oaber asu woas.

Wie 's oaber und 's wulld' ei Gemittlichkeit eim Mauerluche frihslicka, kumma ungebathne Gäste, 'n gude Mandel zum wingsta. Doas vergass' ich eim ganza Laba nich, wie die Luder sich im da guda Bissa bolgta und hackta! Wie schworze Teifel fuhrn s' uff einander lus. De Fadern fluga im se rim wie de Schniekagla eim Winter. Uff ämol oaber glitscht' a sitt Viech oan der Mauer runder und fill vier mir uff de Kerchastuffa. De fill oaber glücklich uff de Fisse, huppte und wulld' glei wieder ei de Hih. Der linke Fliegel oaber machte nich mit. Hoot s' a gebrocha, hoot a sich ausgerenkt aus 'em Schaniere? Ich buck mich, nahm se beim Krippse, schieb se under de Jacke — und heidi, huste woas konnst, uff hämzu, uff Fuchswinkel zu — —

„Erscht machta de Mästerleute wull Wärgebänder; de gooba sich oaber mit der Zeit, weil se sohga, woas „Jakob“ fier a lust'ger Bruder sein kumnde. Käne drei Tage tauert's, do dreht' sich de ganze Weltgeschichte im a. Jakob hinda, Jakob vorna! De Mästern tolkte mit ihm wie mit emm Puppla; weil se doch käne Kinder hotte. Ich wulld' schun eifersichtig wahn. Do kochte der Teifel Melda.

Wenn wir mitsomma schusterta, der Mäster und ich, soof de Mästern gewöhnlich oan der Maschine und nehterte. Amol, wie se sich wieder hiensozte, foond s' a Fingerhutt nich. A silberner sulld's gewast sein. Ich muß' under Tiesch und Bänke kricha, under de Bettstella sahn, ich mußte de ganze Werkstoat imdrehn, 's Fingerhüttla koom nich zum Vierscheine. An Tag druf sahl' ihr de neue Schere. Wieder muß' ich bum Scheemel runder und sucha, stundalang sucha, bis mir de Kniee brannta und de Dga eim Gesicht stoonde wie Benla. A dritta Tag — de ahle Leier! „Mei Träuring?“ schrier de Mästern. Dohier uffs Jansterbraatla hott' ich a gelät vierm Händewoscha. Asu mach ich 's doch olle Tage. Dohier loog a, und a leit nimme do.“ Olle dreie goob wir ins oans Sucha; goar Jakob machte mit. A huppte im ins rim, schlug mit an Fliegen und schackerte wie narrsch. A muchte denka, wir wellda ins ang mit ihm bespassa. Wir kehrt'a 's Zunderschte zum Eberschte, ei jeda Winkel, dan ma sich denka koan, fuhl' ich; oaber kä Mäusedreckla foond wir. De Mästern jammerte, der Mäster fing oan zu flucha: „Do sol doch der Geier neischloon! Mit rechta Dinga koan doas doch nich zugiñ. Sellde de Heze de Hand eim Spiele hoan? De Kieferschwoha kinna doch kenn Fingerhutt, käne Schere, kenn Träuring frassa! De Mäuse doch oa nich. Wäß der Guckuck, seitdam wir da Junga eim Hause hoan, giht olle Tage woas verlurn!“

Welcha Junga mänt a denn? Ich bien doch schun an Verteljuhr do, und wu wär denn amol woas verlurn ganga? doocht' ich bei mir und krunch uff a Scheemel. Der Mäster und de Mästern pischberta no 'n Weile mitsomma. Derno soate kās meh a Wurt.

No woas viel Schinners beschert' mir der vierte Tag. Glei frih nooch 'im Kaffeetrinka zug sich der Mäster a Schwenker oan und schlenkerte eim Dorfe nunder. De Mästern

sohg ihm anooch 'n Weile, nohm sich derno a Wäscheforb und soate zummer: „Wenn amensch kimmst, ich bien uff 'em Bodem bei der Mangel.“ Blooß Jakob und ich blieba ei der Werkstelle. Ich denk mir nischd Lummess, ich schuster uff Seifelhulle, Jakob schackert und wegt hien und har, vum Janster zur Lihre, zur Lihre naus, wieder rei, wie 's ihm halt poßte. Ehb ich's denke, sein de Mästerlente wieder ei der Stube, de pischbern hinder memm Ricka, und uff ämol packt mich der Mäster eim Nacka und schraubt mich ei de Hih.

„Sikste, Perschla,“ schrier a, „do bist mir doch uff a Leim Krucha.“ Al schleift' mich ahinder zum Jansterbraatla, stußt' mich mit der Noase druf, doß mirsch Feuer aus a Daga sprigte, und froote: „Wu hust' a?“ — „Wan denn?“ sprech ich. De Mästern pufft' mich ei a Ricka: „Du Luzzafal, Du Langfinger, Du Spizbube! Wan denn? frooste. Al Soaler, dan ich uffs Jansterbraatla gelät hotte. Extra fier Dich! Dohier loog a.“

„Ich hoa kenn Soaler gefahn, ich bien erscht nich vum Scheemel runder kumma,“ trugt' ich, weil ich merkte, woas se vo mir doochta. Daber ich muchte vierbrennga, woas ich wüllde, de Mästerlente ließa nischd gilda.

„Is hälste 's Maul,“ prillte der Mäster, „wir gläba Dir kä Wurt. Du hust a Fingerhutt gestohla, hust a Träuring und de Schere gestohla, und heut a Silbertoaler? Wu huste olls verstackt?“ Ich bieß de Zeehne uff de Zunge und goob käne Antwort meh. Macht mit mir, woas d' Ihr wällt, ich wäß vo nischd. Wenn-t-Ihr mich asu hundsgemän verdecktigt, seid Ihr mirsch nich wart, doß ich Euch Rede stih.

Der Mäster zerrt' mich oan a Loda, de holbe Schippriene blieb ihm ei der Hand, — ich flennt' eim Grilla, goob oaber kenn Muck's und stoond wie a Holzboock. Do machte der Mäster forza Prozeß; a nohm a Anieriema und kummandierte: „Lä Dich ieber a Stuhl! Ich hau Dich asu lange, bis de 's wascht gestihn.“ De Mästern druckt' mir a Koop nunder; ich verlur de Besinnung. — —

Weil ich wieder zu mir koam, loog ich eim Bette. Eim Bodemkammerla. Der Koop toot mir wiß, der ganze Ricka brannte, blooe Striema stoonda mir uff a Hända. Ich kunde kä Glied rihren, asu wiß toot mir olls. Nischd ruhrt' sich eim ganza Hause.

War hoot mich eis Bette gelät? Wie lange huste geschloofa? doocht ich. Woas hoot's denn eigentlich mit mir gehoot — gestern? Do hort' ich uff ämol de Mästern bunda schrein: „Kumm amol raus, Mäster, oaber flink, doß de 's sikst mit sichtiga Daga. De Lohle, der Jakob! Luder, vermolveites! Ich sah's, doß se woas eim Schnoabel hoot; ich giß ihr hämlich anooch. De treer's eis Ziegastalla und verstackt's eim Poochte. Woas machste 'n Du dort? denk' ich und sah zum rechta. Und woas find ich, Moan? Deine Uhre. Ich greife no amol und kriege de Scher' ei de Hände, ich find' a Fingerhutt, a Träuring, a Soaler — —“

„Dreh ihr a Kroaga rim, dam Mistvieche,“ hier ich a Mäster flucha; oaber de Lihre klatschte zu. — —

Derno muß ich wieder a poar Stunda getuselt hoan. Wie 'ch mir a Schloof aus a Daga rieb, derschrook ich, doß ich scherr aus 'em Bette fill. Der Mäster stoond vier mir und macht' a Gesichte wie 's Leiden Christi. Al redt' mir gutt zu, ich denk, ich hier nich recht. „Fercht' Dich nich, Singla,“ soat' a; „de Sache hoot sich ufgeklärt. Jakob hoot Dir de biese Geschichte eingeruhrt, doas Schindluder! Al hoot sich aus 'em Stroabe gemacht beizeita, ich hätt' ihm sunst a Koop obgehakt. Daber olle Dinge sein wieder do. Loof Dirsch 'n Warnung sein! Breng mir ja nich wieder amol a sitt Vogelviech eis Haus. Wu doas hien fiehrt, sikste doch? Do huste 'n Quorgschniete, hau nei, loof Dirsche gutt schmecka und denk nimme oan die tumme Geschichte. De Mästern watt kumma und watt Dir a Rieka mit Branntwein eireiba. Do watt sich's ju wieder gahn. Dank' inssem Herrgootla, doß d' asu billig bist wegkumma. 's kund' an verteifelt biese Ding wahn, wenn 's der Gensdarm ei de Noase krigt hätte — —“

Ich oaber doochte: Red' och, woas de willst, ich pfeif uff dei Gemare! und kehrt mich wider de Wand. Ich hätt' mir ju gann' a Koop ufgesogt. Daber woas wil a Schusterstift ei sitter Sache macha? — — —

„Sikste Singla, asu hoan mir de Potschker Tohla mitgespielt, de gefiederta! Derseit mag ich nisch meh sahn und hiern vo da tiefscha Spigbuba. Doas waschte begreifa?“ Al nohm wieder 'n Lustschluck aus 'em Pluutscher.

„Nimmt de dritte Sorte. De dritta Potschker Tohla hoan käne Fadern und käne Fliegel. Daber tiefsch und folsch sein se no hundertmol meher wie de gefliegelta. Ich mach 's korz, Singla, weilste mich doch wascht no nich recht verstihn. De Sache verhält sich asu. Al zahn Inhr speeter, weil ich mich selbständig macha wullde, storb mir de Mutter. Zur Unzeit! Ich mußte mich insfahn im 'n tichtige Wertin. Wu oaber äne harnahma und nich stahla? Nu diene dozumol uff inssem Schlusse 'n schmucke Schleißern. Die gefill mir, und wie s' amol zu mir koom und bestallt' sich a Poar Lackshuße, nohm ich ihr Moos und macht' ang Norrhät derbeine. Korz: aus der Norrhät worde bluttger Ernst; wir machta Huchzig mitsomma. De Leute lachta und soata: Al hoot sich 'n Potschker Tohle genumma, (weil se doch aus 'em Tohlstaadela stommte,) wenn s' ihm asu gutt schmeckt, wie de gebackna, watt a se bahle ufgezehrt hoan. Daber de schmackt' mir nich. Ganz und goar nich. Al vier Wucha nohm se sich zusomma, wir labta wie de Kinder. Derno oaber zeigt' se mir ihre richtige Natur. Al Trache staakt' ei-n-ihre, a Hellateifel. Gim Handimdrehn koom's zum Schloon und Rääsa. Jedo Tag, wuchalang, mondalang, bis und se ruelt' mir aus bei Nacht und Nabel. Heute no wiß wirsch nich: leit se wu einn Wosser, zigeinert se rim ei der Welt? De Leute sprecha: „De hotte Zigeinerblutt eim Leibe. Poss' uf, Raschper, de kimmt wieder!“ Ich oaber

wil se nich wieder sahn. Do hunda nich, und ieber a Wulka schun längst nich. War se findt, hoan se behala. Ein Gottsuoama! Mich hoot se zugrunde gericht. Denn — warum? Ich argert' mich zutude, ich schaamt' mich fier a Lenta. Und weil ich mei Glend vergassa wullde, sucht ich Trunst ein Glaschla. Ich hoa meine Ziege versuffa, ich hoa mei Bette versuffa, ich hoa mei Häusla versuffa. Ich hoa kenn Willa meh, ich hoa käne Fräde meh om Laba, — konnst mirsch gläba! —

„De Lohla sein schuld oan memm Unglücke. De Potschker Lohla hoan mei Laba vergift. De Lohla hoan mir de Fliegel gebrocha. Sol ich a genäge sein fier sitte Geschenke? Muß ich se nich verflucha? — Und wenn ich immer spreche: Behitt Dich Goot — — Verstihste 's is?“

„Ich denke, ju.“

„Du denkst, Jingla? Gutt. Do denk amol driebler nooch, welches de schlimmsta sein: de gebackna, de gefiederta, oaber de ungefiederta?“

„Is oaber gih och häm. Ich looß de Grusla schien griffa. Uff a Sinnabend kumm ich und hull mir wieder 'n Pfennig. Gih, Jingla, und Goot behitt Dich fier a Potschker Lohla!“

## Maria Klerlein

geboren am 11. 3. 1856 in Falkenberg

### Der Kluge Hannes.

Paul und Hannes sein zwee Brüder,  
Hannes Zwelfe, Paul irst Neune,  
Paul sü Hoar is braun und kringlich,  
Gaal wie Struh sein Hannes seine.

Sag, ist's Dummheit? böser Wille?!  
In zwei Jahren kommst du raus;  
Strohig wie auf deinem Kopfe  
Siehst noch immer drinnen aus.“

„Hannes“, soat amoal dar Lehrer,  
„Sieh, dein kleiner Bruder Paul  
Ist der beste meiner Schüler,  
Und du bist so schrecklich faul.“

„Sieg mersch's Lerna gutt“, meent Hannes,  
„Wär ich tumm, wenn ich tät miga;  
Paul wird, weil ar larnt, bluß Lährex —  
Und ich tu de Wärtchoast kriga!“ —

Aus dem Buche „Gefährten“ der Ostdeutschen Verlagsanstalt, Breslau.

## Franz Hoffmann=Nulen

geb. 12. 8. 1861 in Leuthen, Kreis Neumarkt.

### Seifenlieder.

In der Mundart des Grottkauer Niederkreises.

Iech spiz is Maul und seif mirr ees,  
Do kimmert mich kee Reifen;  
Der Wind, dar sefft, de Dmsel sefft —  
Warum sölld' iech ni seifen!

Zum Sing'n hoa iech nie immer Lust,  
Du Stimme uft ken'n Schimmer;  
Doch seifen, doas is mei Pläster,  
Und seifen koan iech immer.

Und wam's ni poßt, und war d' arnd denkt,  
Is Seifen wär' nrd'nare,  
Dam lach' iech ei's Gesichte bluß  
Und seif uf doas Gemare.

Der Hargoot, der wiel's salber hoan,  
Doas ies doch zu begreifen;  
Gust hätt'a wull ni eigericht't  
Is Maul su hübsch zum Seifen!

Zwoarsch is's o no zum Guschelgahn —  
Do mußt d's groad su spizen;  
Doch wenn de do kee Blicke hust —  
Plaug, hust de eene sizen! —

Drim is's halt besser, denkt' iech mirr,  
Du tust dirr doas verkneifen  
Und bist gescheut und spizt is Maul  
Und tust a Liedel seifen!



## Die Kostenthaler Mundart ist gefährdet

Von Dr. W. Maß

Vor zwanzig bis dreißig Jahren kannte jedes Kind des Kreises Giesel die Schuhmacher und Schneider von Kostenthal, die jeden Sonntag in einem blauen Zeugbündel ihre Waren meilenweit über Land austrugen. Damals gab es in Kostenthal mehr als hundert Schuster und über zwanzig Schneider. Wenn sich diese in ihrer heimischen Mundart unterhielten, verstand sie trotz seiner Kenntnis der deutschen Schriftsprache der polnisch sprechende Landmann nicht. Er nannte diese Menschen, die so schnell in einem eigenartigen Tonfall daherredeten szwandroki (Schwadronneur, Schwäger).

Heute sprechen die Kostenthaler vor Fremden keine Mundart mehr. Selbst im Orte muß man Glück haben, wenn man bei einem kürzeren Aufenthalt den Dialekt hören will. Belauscht man die Kinder beim Spiel, so stellt man erstaunt fest, daß sie zum großen Teil sich bemühen, in der Hochsprache zu reden. Und mit Bedauern erkennt man: die Mundart von Kostenthal ist im Sterben. In dreißig Jahren wird sie wahrscheinlich völlig verschwunden sein, wenn nicht ein Umschwung eintritt. Vom deutschen Standpunkte aus ist diese Tatsache unerwünscht, denn die Mundart widersteht fremden Einflüssen besser als die Hochsprache.

Und wer ist der Totengräber der Kostenthaler Mundart? Die Spielschule und die Volksschule in der Vorkriegszeit. In einem bedauerlichen Mangel an Verständnis für das Wesen einer Sprache hat die Schule jahrzehntelang einen erbitterten Kampf gegen die Mundart geführt. War doch vor dem Kriege jedes mundartliche Wort innerhalb der Schulwände verpönt. Allein hätte aber die Schule dieses Ziel nicht so schnell erreicht. Es kam hinzu, daß die Kostenthaler vor einem Menschenalter aus ihrer strengen Abgeschlossenheit herausgetreten sind. Durch die früher üblichen Heiraten innerhalb des Dorfes hat ihre Rasse gelitten, es haben sich Inzuchterscheinungen eingestellt. Bezeichnend dafür ist die Tatsache, daß vor dem Kriege das kleine Dorf Koske mehr Soldaten gestellt hat als der große Marktflecken Kostenthal. Vom gesundheitlichen Standpunkte aus ist die Aufgabe der Absonderung nur zu begrüßen. Leider haben aber die Einheiraten der Fremden der Mundart geschadet. Dann kam noch der Krieg, in dessen Verlaufe die Männer fern der Heimat nur Hochdeutsch sprachen. Als sie zurückkehrten, fanden sie zum Teil nicht mehr in den mundartlichen Tonfall zurück. Damit erlitt die heimische Sprache schmerzliche Verluste, und so kommt es, daß sie heute völlig im Verfall ist.

Für die Freunde des deutschen Volkstums erhebt sich nun die Frage, was man für die Kostenthaler Mundart tun könnte. Zunächst müßte sie natürlich wissenschaftlich festgelegt werden. Und zwar die Sprache der älteren und daneben auch die des jüngeren

Geschlechtes. Beide weichen oft von einander ab. Es müßte doch für einen Germanisten eine reizvolle Aufgabe sein, die starken Verfallerscheinungen aufzuweisen und zu erklären. Abgesehen davon bietet die Mundart Eigenheiten, die es wert sind, daß man sich mit ihnen befaßt.

Neben der wissenschaftlichen Erfassung müßte die Pflege der Mundart in der Schule gefördert werden, was ja auch durchaus im Sinne verschiedener ministerieller Verfügungen liegt. Dazu wäre es aber wünschenswert, daß wenigstens eine der Kostenthaler Lehrerstellen mit einem Einheimischen besetzt würde, der die Pflege der Mundart übernehmen müßte. Bei den Bemühungen zur Rettung des Dialektes ist es auch sehr wichtig, das Selbstbewußtsein der Einwohner zu stärken. Es würde sich dann niemand schämen, die ererbte Mundart zu sprechen. In diesem Sinne hat in Schönwald bei Gleiwitz Frau Frieda Kaifig sehr günstig gewirkt, indem sie die Schönwälder Sticlunst zu neuer Blüte erweckte, Trachtenbilder veröffentlichte und bei festlichen Anlässen die Schönwälder in ihrer eigenartigen Tracht tanzen ließ.

In Kostenthal scheint es ja keine besonders einheimische Kunst zu geben, aber man könnte doch wenigstens eine Heimatstube errichten, um die Altertümer zu bergen, die noch in großer Zahl vorhanden sind. Mit einer derartigen Sammlung würde man auch das Selbstbewußtsein und die Selbstbesinnung der Kostenthaler fördern, und damit auch der Mundart des Ortes dienen.

## Heirote ech oder heirote ech nech?

In der Kostenthaler Mundart vorgetragen von Josef Wolff,  
aufgezeichnet von Dr. W. Maß

Kolle (Karl) woor ämöl a besken zü lange em Kratschen gewast. A hotte Speeler getroffen ond do kunntn se nech on nander geh' (von einander gehen). Dö ging ä spät äheem ond da ander Tag frieh ging's gornech aus 'em Bette raus. De Sonne schaante schonf siehr helle, aber ä stand no nech uff, se worde immer heeßer, se brannte schonf uffs Gesechte. Dä Schweetz lüf schonf immer, als wie wenn ämöl ä Wolkenbruch fällt. Aber dö hünltet 'en nech meh em Bette, ond ar mußte halt raus. Dnd wie ä uffstahnde, dö hööt ä sech wos gezerret ond's Maul uffgesperret, als ob ä ä Faad säschlengn wüllte. A ging immer he ond har, ä schmees sech ä besken (wenig) uffs Sofa en de Ecke. Aber de Sprondfadern, die vonne dorchkuum, hotten gor ä winf zü sehr gestochn. Dö ging ä en de Stube he ond har ond stellte sech he ver ä Spiegel: Nā, su 'ne Pote-graphie, hööt ar no nech gesah. Sei Kopp woor ä su groß, wie ä Bachchoof (Bachschaff), ä gin zünn Sofa ond sezt sech en de aander Ecke. Dö es ä baalde bis uff de

Made gefolln. Dette worn gor keene Jaadern denne. Es woor schont Mettich, ä sullte no friehstecken, hät ä ä Weib gehott, dö wosch fraalich geschaater (gescheiter). A aaldes Weib hööt ä wuhl, dos de ä besken uffreim kuum nomettjes, dos de schont em ä 60 Jöhr es. Dnd uff jedes Jöhr krigt se ene Jaalde ens Gesechte. „Nä, ech heirote lieber! Wär doos nech ganz schee, frieh en (kann) ech legn bis em naane. Mann Raffee tät ech mä bis zum Bette bringn löön (lassen). Die wär mä en Ruß ga (geben), wär dos nech schee? Ge wär mä ö (auch) de Strebeln obpogn. Aber halt, es fällt mä schont wos ei: ech heirote nech. Wenn ech ä Weib hätte, dö därfte ech nech en de Schinke geh ond mißte immer däheime bleiben. Och, dö wär mä de Zaat lange wadn. Wenn de aandern olle mechtn geh. Dnd wenn se ämöl sillte krank wadn, dö hätt es wos zü lööfn ond dö miße ech ä veel Krater (Kräuter) kochn. Nä, ech heirote nech. Aber halt, wenn ech sillte krank waden oder ämöl besoffen sei, de brauchte ech nech ämöl aus em Bette raus geh. Dnd dö tün ech ä su, als wenn mä dä Kopp wieh tät, dos se dinkt: ech be krank. De kemmt se ond de frööt se mech glei: Rolle beste krank, tütt dä dä Kopp wieh? ond de gett se mä glei en Ruß. Tütt dä dä Bauch wieh? Woote, ech wa dö ä Flosta bringn. Dnd uff ä Magn tün ond ä besken Gonsfett wa ech dä hulln ond streichen. De Stänne (Stirne) brieht ä su siehr, dei Puls geht ä su rosch, dos mä kanne zähl'n kum. Dnd dö wett se mech gleich fröön: Wellste 'ne Tee oder Raffee oder Hölondertee züm Schwegen? Nä, es solln mä schont ander Gedanken ei: G 's oek nech Huchzig machn, denn en ä poor Jöhrn sendn sech ä poor klene Müsiganten ei, di gor siehr schraan. Doos ene schraat grien, doos aander gal, dö schraat dazüme no 's Weib: Mun (Mann) geb ämöl de Wendeln har. Do hööt mä gor kene Leibestrüge (Leibesruhe), bis en de Nacht nei muß mä wiegn. San Fuß züm Bette nausrecken, ond immer de Wiege schaukeln. Mä verkieht sech, dos mä es Reißn krigt. Dnd's Wiegebenchen (Wiegenbändchen) muß mä en dä Haand halten ond ziehen. Dnd wenn se oschte (erst) gruß wadn, dö muß mä fä de Jongn jedn drei oder vier Poor Hööfn keefn. Met dä Mädchen es no veel schlimmer, dö muß mä gor baalde zaa Poor Nädle keefn. En (einen) fa de Feiertage, en fä de Countije, en fä de zweyn Feiertage ond ä su geht's wetter. Glassehanschen fä jeedes drei Poor, en Muff uff de Countije, en fä de Wochentage, Koppen (Rappen) ond mä weef gornech ämöl olles, wos de Mädchen brauchn. De keeft de Mutter gor no veel vähöldn (heimlich), dos dä Vooter oek ja nech schempfn sill. Nä, ech heirote nech. Aber wenn ech en mane Stube komme, dö sits aus, wie Krant ond Niebn. Um Fensterbratzen legt's Wecksmäskn (Wecksmäste), ä poor Brutkreskn (Brotkrusten), Speckschwootn, Schmärbeschn (Schmierbürsten), ond ä verustertes Rasiermesser. Scheibn ho ech gor kene denne en dä Faustern. A poore ho ech met Schnoppticheln verhangn ond no ä poor Bratzen firgestellt. Um Tesche legn zwanzigällä (zwanzigerlei) Sachn: Leppchn, aus da ech ver acht Tagn Raffee

getronken ho, de Gssigflosche, Zivern, Nööldn (Nadeln), Suppenquärgeln (Suppenquirle) ond ollälä (allerlei). Ond ba man Kleedern do sits erscht gor aus! Re Rööf hööt ä Hingel (Aufhänger), Knäppe ho ech ebähaupt nende (nirgends). Met Schnire bende ech olles ä besken züsamme. Stebeln ho ech drei Poor bam Schuster. Wenn ech en de Latschen neihopfe, de kumm ech baalde vonne met dä Zehnchn naus. Ond ba dä Delung (Dielung) dö kennt mersch gor nech ämöl dos dö Braater worn. Dö legt dä Dreck schaufelweise. Do kind mä Niebn neisegn. Bam Ubn (Ofen) roocht's zü jeder Rachel raus. Mä dorf nech ämöl Feier machn, sonste tüfts immer glei ausleschn, wal zer Tiere dä Wend neibläst. Wu mä hefuckt kene Ordnung! Wenn ech ä Weib hätte, wär dos olles nech. Nä ich heirote, däbane (dabei) blebt's. No Ustern, wenn de Stärche kumm, dö heirote ech ä hebsches Madchen, ond Huchzig wanmer (werden wir) machn, dos sech's luhnt.

## A Schelmenstückel

In der Mundart des Grottkauer Niederkreises erzählt  
von Josef Schmidt, Geltendorf

Doas Gschichtel, doas ich derzähle, ies ei em oberöschlächsen Durfe poassiert, a Noamen wiel ich nie verrotten, heef ber's vermeintswägen — Pitterswale.

Es war a siehr a langzompeliges (langgestrecktes) Durf, war's, und 's hoatte wull a hoalb Duzend Goasthäuser. Am schiensten und gemietlichsten war's oaber doch eim Geberkratschem. Durt goabs immer Tischkerazion (Diskurs) und andere Underhaltung. Kratschem-Josef — asu hieß der Goastwirt — war äbenst nämlich a Echindluder, der reene Niebezoahl, und wenn a doaf a jemanden en Schabernack spielen Kunde, do tot as mit Bierliebe (Vorliebe).

Sei Schwoger, der Joid-Koahlert, der nie weit vo ihm weg uf eener Wertschoast pauerte, war aus dainselbichten Hulze geschnigt, und weil a garne enn Knurpelte, do war a dams sei (dem sein) bester Goast. Und wenn goar Pauerferien woarn, do hielt a sich tagsüber oam liebsten eim Kratschem uf.

A andrer guder Kunde eim Geberkratschem war der Boongaart-Schuster aus'm Niederdurfe. Wenn a oa a ganzes Ende bis zu Kratschem Josefem hoatte, oaber dar hoatte a besten Brantwein weit und breet — ense Schuster Franze vertrug eene ganz iebematierliche Lusche, ei dar eene Rodehacke schwimmen Kunde, darvone. Und dernone war's durt nie langweilig war's, wenn's glei ihm nie besser ging, wie a andern Pichlern durte, weil der Goastwirt und dams sei Schwoger a bissel 's Roalb mir'm austrieben und zum Noarnn hoatten. Daber do a salber a grusser Flausenmacher war, und iebenhaupt nischit übel genummen wurde, do wurde ar nie biese drüber, nee, eim

Gegenteel, a äffte de tückschen Brieder, wu a kunnte, und schickt se zu jeder Joahres- und Tageszeit ei a April.

Doas ging immer asu imzechig (abwechselnd), und dar Schuster woar droan zum Hiehnlafucka. A hoatte neilich 'm Joid-Roahlert ein urndlichen Noarnstreich gespielt, und dar hoatte ihm Rache geschwurn. 's dauerte nie lange, do but sich Gelegenheet. Und doas foam asu.

Gene gude Wartelstunde vo Pitterswald weg loag a Dableger vum Durfe, der Lindengrund, doas woarn a paar Gartnerstellen, etliche Häusla, und woas de Hauptsache woar, de Lindner-Mühle. Woas der Lindner-Müller woar, doas woar a siehr a gutt sitte-wierter Moann. Er woar sust fer gewöhnlich siehr gemietlich, oaber a kunnte oa saaf-siedegroob warn, vunz (vollends) wenn und doß ihm jemand Widerpoarte goob.

Nu ließ inder Müllermeister seine Schusterarbeit beim Boomgoart-Schuster machen. Su hoatt 'a oa em Nikolau rem seine Joidstiefeln, a paar wunderschiene Langschäfter, ihm zum Besohlen geschickt.

Der Meester Boomgoart war äbenst nämlich a siehr a dichter Schuster; nich blußig ei der eegnen Gemeinde hoatt a viel zu tun, nee vach aus a Nubberschdörfern koamen de Leute zu ihm. Woas seine Ale woar, die hoalf ihm schustern — Kinder hoatten se keene —; sie woar a siehr a fleißiges und sparsames, oaber oa a bitterbiefes Weib, ne richtige Schnoarpipe (Brummeisen). Ihr Gekriepel sollte abselut nie ei a Kratschem gieh'n. Und a ging doch asu garne. Wenn an nu amol eng (ein wenig) besteebert heem-koam, do woar der Teifel lus, do machte seine Guse derheeme an Mordstunk. Sie hätt ihm wull's Lader öfterch eng ausgearbeit't, oaber eense Franze ließ sich nisch viermachen. A woar a stroammer Packer, und de Hosen goab a nie har. Daber Händel goabs ufte. Wie Lindner-Müllers Langschäfter fertig woarn, do mußte seine Guse se fein puzen und zum Furttroin zerrechte machen. Sie zug de Laderstrippen durcheinander und stackt se oan a eechenen Stook vo ihm.

Draußen fief a kaaler Wind. Eense Franze hoatte sich woarm oangezoim, schmiß sich Müllersch Trater uf a Puckel und heenerte lus, ein Durfe nuff, uf a Lindengrund zu. Wie a beim Geberkratschem vorbeiprecht, nickten Kratschem-Josef und Joid-Roahlert zum Fenster raus. Do kunnt a nie vurbei, do muß a erscht en nahmen. Der Kratschmer bewillkummer'n: „Na, du aale saure Gurke, wo kimmst du denn har ei der Schwärze und Glätte uhne Stook?“ und eense Meester goab Auskunft. Die Stiefeln mitsommst 'm Stooke staalt a ei de Schenke ei an Winkel und setzte sich zu a andern. Trschelich ließ a sich a paar Joassen Putterbranntwein machen, em a einwendigen Menschen zu erwärmen, und soage derno noch eene ganze Joaspel kaale Kurne druf.

Joid-Roahlert hoatte derweile eene gruße Niederträchtigkeit ausgehakt. A verkrüemelte sich vum Tische, ohne doß der Schuster woas merkte, hüllte sich aus eener Koammer a paar Alkersstiefeln vum Kratschmer, schlich sich ei de Schenke, noahin Müllers gude Stiefeln vom Stooke und stackte die aalen derfiere droan, und soage sich wieder oan sen aalen Ploag, oals wenn nisch gewast wäre.

Unterdessen woarsch tunkel gewurn. Boomgoart Franze noahm sich a Stook, die Stiefeln hammelten ju noch droan, und schmieß se über die Achsel. Wo Roahlert's senner Schindluderei merkt a nischte, irschtlisch woarsch finster ei der Schenke, und zweetens soag a schon a paar Zuhre nie mehr gutt. A machte siech uf die Strümpe und kalluppte lus.

Nu woar a ei der Lindner-Mühle, noahm an Boalloast vum Puckel und setze die Stiefeln uf de Afsenbanke. Meester Lindner beoogenscheinigte se glei; a wullte sahn, ob sei Bierwerant seine Sache gutt gemacht hoatte. Wie a nun de Bescherung soag, do blieb'm de Spucke weg; a machte a paar Dogen wie an Karselfard und froite a Schuster: „Cull'n doas meine Stiefeln sein?“ Dar gob'm pazig zur Antwort: „Wams denn, hä?“ Do kriegte uf eemol mei Müller en Schadel wie a Häuptel Ruckfraut und a prillte ans vulem Hoalse: „Wenns und de willst de Jacke nie vul gehann hoan, do verschwinde oaber schnell mit da Mistkroppen!“ Und weil der Schuster eene bestärzte Miene machte und no zeegerte, do soit a zum Mühlknechte: „Anton, hull amol de getreungte (getrocknete) Landläberwoarscht!“ Dodermitte meent a de Afsenschnicke. Die Sproche verstoand ense Meester vum Pächdroacht, vung doa a sich ieberzeugt hoatte, was lus woar, — noahm de Unglücksstiefeln und machte Langschaf (Reißaus).

Vuller Wutt und Bunft (Bosheit, Zorn) koam a ei a Geberkratschem neigesternt. Dalle, di do woarn — 's woarn no etliche Gäste derzugesummen, die oaber oalle Bescheid wußten, — machten dänliche Gesichter, wenn se und se mußten oa 's Lachen verbeissen. Kratschem-Josef froite a Schuster ganz trenhärzig: „Woas mach't'n Lindner?“ Dar pulverte lus: „Doas ies kee Lindner, doas ies a Sechner!“ Und Roahlert mennte: „Wenn's oach nie a Hoanpüchner ies!“ „Doas ies a oa!“ schimpfte der Meester und derzahlte, wie 's ihm vergangen woar. Seiner Aalen derheeme, die a ganzen Drehmichrem oangezedelt hoatte, würde a schon Luft machen. Und oalle goab'n 'm Meester recht, der emn Rurn em a andern noahm.

Joid-Roahlert machte sich uf eene Weile wieder dinne, und vertauschte flink die Stiefeln ei der Schenke miteinander, und der Schuster merkte wieder nischte.

Endlich hoatte sich mei Sohlenklopper a neetigen Mutt zum Kampf mit 'm Drachen eigeflöst und a kollerte uf heemzu.

Raum woar a draußen, do ging de reene Roagenluft lus; oalle lachten, doas'n de Seiten wieh toten, nur der Kratscher bedauert'n: „D, der Unglückliche!“

Und a hoatte recht. Mei Schuster heemkummen, de Stiefeln seiner Aalen uf a Schadel schmeißen und zu tullen (wüten) oansangen, woar eens. Die Ense wußte goar nie, was ihr poassierte, und soas zuirsche versteenert do wie Luts Weib' ei der Bibel. Wie se derno oaber die Stiefeln zusoammenklaubte und ihm vier a Niecher hielt, do riß ar's Maul uff. Daber dann gings lus, achzehn die besten.

Doas Weitere verschweigt des Sängers Heeflichkeit. Bluß doas viel ich verrotten, doas der Meester Schuster sich monatelang eim Geberkratschem nie sahn ließ. A hoatte genung so da tückschen Briedern.

## Die heimische Mundart in der Schule

Von Dr. Karl-Ernst Schellhammer, Grottkau

Seit mehr als hundert Jahren hat die Schulentwicklung in Preußen und in Deutschland keine einschneidenderen Veränderungen erfahren als in der Zeit nach 1918. Die Neuordnung erfaßte das gesamte Schulwesen, ausgenommen vielleicht die Hochschulen. Die Reformen glichen mitunter Revolutionen, zum mindesten aber handelte es sich um Revolutionsversuche, die sich das Ziel setzten, vom alten Schulbau keinen Stein stehen zu lassen.

Inzwischen ist die Bewegung zur Ruhe gekommen; der Neuerungsrausch ist verflogen, und wir können jetzt feststellen, was sich von den zahllosen Plänen, Vorschlägen und Versuchen durchgesetzt und verwirklicht hat.

Heute sehen wir, daß der Traum von der deutschen Einheitschule — dieser als Grundsatz für die äußere Schulorganisation verstanden — unerfüllt geblieben ist. Die deutsche Schule, vor allem die höhere Schule, ist in ihrem Aufbau zersplitterter denn je. Jeder Vater, der einen Wohnortwechsel vornehmen muß, bekommt dies zu spüren. Dagegen hat die *Lehrart* der neuen Schule, die die Selbsttätigkeit der Schüler in erhöhtem Maße anspannt, fast überall Eingang gefunden. Auch der *Lehrstoff* hat sich stark gewandelt; das deutsche Kulturgut und das deutsche Volkstum finden in allen Stufenwerken des gewaltigen deutschen Schulbaues mehr Berücksichtigung als früher. Daneben sind unsere Schulen zu Heimatschulen geworden.

Die *Heimatschule* stellt die Natur und Kultur der engeren Heimat in den Mittelpunkt der Behandlung. Das tut vor allem die Grundschule, die eine ausgesprochene Heimatschule ist. In den oberen Klassen der Volksschulen und in den mittleren und höheren Schulen kann die Heimat nur Ausgangspunkt des Unterrichts, Gegenstand der Anschauung und des Vergleiches sein; hier ist die Erkenntnis der Heimat nicht mehr Selbstzweck, sondern Weg und Mittel zur Erreichung weitergesteckter Ziele.

Es ist anzunehmen, daß auch die Sprache der Heimat, die heimische Mundart, in der Heimatschule liebevolle Pflege erfährt. Die Sprache ist das vornehmste Bildungsmittel; sie ist das Bett, das den Bildungsstrom aufnimmt und weiterleitet. Aus der Tatsache, daß ein großer Teil der Schulkinder beim Eintritt in die Schule nur die heimische Mundart spricht, ergibt sich deren Bedeutung für die Schule.

Das hat auch die preussische Unterrichtsverwaltung erkannt, die im Jahre 1919 (Erlaß vom 17. 12. 19) die Mithilfe der Schulen aufrief, um „die deutschen Mundarten neben der deutschen Schriftsprache lebendig zu erhalten, da sie der unerschöpfliche Quell für den Wortschatz unserer Schriftsprache sind und in ihnen die Eigenart der

deutschen Stämme ihren sprachlichen Ausdruck findet.“ Einige Jahre später (Erlaß vom 15. 5. 22) mahnt das Ministerium von neuem: „Es wird vielfach geklagt, daß die Schulen zur Berücksichtigung der Mundart keine Zeit fänden. Demgegenüber sei darauf hingewiesen, daß die Schule bei einem lebendigen und Deutschkunde pflegenden Sprachunterricht die Heranziehung der Mundart ihrer Kinder kaum umgehen kann. Die Mundart klärt, zeigt im Vergleich mit dem Hochdeutschen älteren und neueren Lautstand nebeneinander, läßt einzelne Vorgänge aus der Sprachgeschichte anschaulich erleben, wahrt die Einfachheit und Natürlichkeit des Sprechens in der Schule, erfrischt und erfreut mit den Schätzen ihrer lebendigen Dichtung und mit ihren volkstümlichen Klängen Kinder und Eltern und ist so ein wertvolles Hilfsmittel bei der Einführung des jungen Geschlechts in die Schriftsprache.“

Trotz dieser behördlichen Aufmunterung hat die Pflege der Mundart in den Lehrplänen der Schulen und in den amtlichen Richtlinien zur Lehrplanarbeit nur zögernd Einlaß gefunden. Die Ablehnung, auf die die Mundart vielfach in der Schule stößt, läßt sich leicht erklären.

Zunächst liegt sie im *L e h r e r* begründet. Dessen Aufgabe ist es, die Schüler in die hochdeutsche Schrift- und Umgangssprache einzuführen. Nun glaubt mancher, dieses Ziel rascher und sicherer zu erreichen, wenn er zwischen Hochsprache und Mundart einen scharfen Trennungstrich zieht und letztere aus dem Unterricht verbannt. Tatsächlich birgt die Mundart Wörter und Wendungen, die das Hochdeutsche als Fehler herausstellt. Dazu kommt im Schlesiſchen die veränderte Aussprache der Laute, die Entrundung des ö und ü, die Erweichung des f im Inlaut (Briewe statt Briefe) usw., Eigenheiten, gegen die der Lehrer täglich und stündlich Sturm läuft, wenn er seine Schüler zu einer lautschönen Aussprache erziehen will. So ergibt sich sehr oft die Schwierigkeit, daß der Lehrer beim Gebrauch oder bei der Duldung der Mundart manches durchgehen läßt, was er kurze Zeit darauf als grobe Verstöße gegen die Sprach- und Sprechrichtigkeit geißelt. Um dem zu entgehen, schaltet er die Mundart von vornherein aus.

Ein zweites Hindernis ist der Umstand, daß der *L e h r e r* nicht immer die Mundart der Gegend beherrscht, da er *s e l t e n b o d e n s t ä n d i g* ist. Das ist in Oberschlesien besonders schwerwiegend. Die kleine Provinz hat zwei Seelen, zwei Antlitz, was auch sprachlich zum Ausdruck kommt. Der Industriebezirk und die angrenzenden Landkreise sind mundartsfrei, zum Teil zweisprachig, während die Kreise links der Oder reinddeutsch sind und ihre Bewohner die schlesiſche Mundart sprechen. Wer aus dem zweisprachigen Gebiet stammt, wird es niemals zu einer fehlerfreien Beherrschung der Mundart seiner neuen Heimat bringen. Vielmehr besteht die Gefahr, daß ein derartiger Versuch vor der Klasse das spöttische Gelächter der Schüler hervorruft. Darum ist auch aus



diesem Grunde zu fordern, daß vor allem der Grundschullehrer bodenständig sei. Andrenfalls ist es nicht verwunderlich, wenn der Lehrer den Gebrauch der Mundart scheut.

Anderer Hemmungen, die der Berücksichtigung der Mundart in der Schule schaden, haben ihren Grund im Schüler. Unser Landvolk glaubt, daß die Mundart ein verdorbenes Hochdeutsch sei, und die Kinder geben sich deshalb Mühe, vom ersten Schultage an „fein“ zu sprechen und hochdeutsch zu radebrechen, anstatt die geläufige Mundart zu gebrauchen und sich vom Lehrer schrittweise zur Hochsprache emporführen zu lassen. Noch deutlicher zeigt sich diese Verlegenheit bei den Schülern der höheren Schulen, wenn sie der Lehrer gelegentlich zum Mundartsprechen heranzieht. Sie fürchten, dadurch an ihrer Vornehmheit Schaden zu erleiden und vom Lehrer und besonders von den Mitschülern ausgelacht zu werden. Das Brünnelein beginnt erst zu fließen, wenn die Schen überwunden ist.

Eine letzte Schwierigkeit liegt darin, daß unsere L e h r b ü c h e r nur in geringem Umfange die Mundart berücksichtigen. Vor mir liegen das in den meisten Volksschulen Oberschlesiens gebrauchte Lesebuch „Deutschland, mein Vaterland!“ (Verlag Grünwell, Dortmund) und das oberschlesische Heimathbuch von W. Rothe und W. Rhein (Verlag Diesterweg, Frankfurt a. M.), das an vielen höheren Lehranstalten der Provinz eingeführt ist. Beide bringen eine sehr spärliche Auswahl von mundartlichen Liedern von Karl Klings, Hermann Bauch, Robert Sabel und Philo vom Walde,\* letzteres auch das Volkslied von der Grottkaner Vesper, aber kein einziges Prosastück. Es ist darum zu verstehen, wenn die Lehrer für die Verwendung der Mundart im Unterricht den gleichen Maßstab anlegen wie das Lehrbuch.

Der Lehrer, der imstande ist, die genannten Hindernisse aus dem Wege zu räumen, wird für seine Mühe reich belohnt. M. E. ist der Gebrauch der Mundart in den Grundschulklassen auch für den Lehrer eine unumgängliche Notwendigkeit. Er überwindet sofort das kindliche Mißtrauen, das bei den Schulneulingen wohl verständlich ist, und die kleinen Herzen fliegen ihm zu, wenn er zu den Schülern in ihrer Sprache spricht. Gleichzeitig ebnet er dem Mitteilungstrieb und der Sprechfreudigkeit der Kinder die Pfade, und die Langeweile flattert von stundan zum Fenster hinaus. Der Lehrer läßt die H o c h s p r a c h e aus der kindertümlichen Sprache, aus der M u n d a r t h e r a u s w a c h s e n. Der Übergang vollzieht sich ganz allmählich. Das ist der natürliche Weg, der auch den Gesetzen der Seelenkunde entspricht. Der Lehrer, der die Mundart als Hilfsmittel im Unterricht benutzt, wird seine Schüler

\* Bei der Beschäftigung mit Philo vom Walde leistet das Leseheft, das Hugo Gnielczynk im Heimatverlage Ziegenhals herausgegeben hat, gute Dienste.

auch vor mancherlei Mißverständnissen bewahren. Ein Amtsgenosse erzählte mir hierzu jüngst ein ergötzliches Beispiel: Ein Junge kann und kann nicht den Sinn einer Geschichte begreifen, in der des öfteren von „Qualen“ die Rede ist. Zum Schluß stellt es sich heraus, daß der Schüler Qual (mundartlich für Quelle) und Quelle verwechselt hat. Solcher Beispiele gibt es viele.

Wenn die Schüler an der Mundart und über die Mundart hinaus die Hochsprache gelernt haben, so hat die Mundart noch lange nicht ihre Aufgabe im Unterricht erfüllt. Zwar wird sie von nun an nur noch der Bissen Kuchen zwischen dem täglichen Brot sein, aber ihre Bedeutung für die Schule und den Lehrer ist dadurch nicht gemindert. Auch jenseits der Grundschule ist sie den Lehrern aller Schulgattungen eine wertvolle Helferin.

Als Kreuz der Schule gilt vielfach der Sprachlehreunterricht. Alle Umfragen über die Beliebtheit der Fächer unter den Schülern beweisen dies, obwohl der geistlose Grammatikbetrieb, der nur auf die Einprägung zahlreicher Regeln hinzieht, dank den Anregungen von Rudolf Hildebrand u. a. längst einer vernünftigeren Lehrart Platz gemacht hat. Der Grammatikunterricht will die Schüler zum richtigen Sprechen und Schreiben, zur Sprachfertigkeit hinführen. Dabei zeigt es sich, daß der Lehrer oft gegen die Mundart ankämpfen muß. Es wird sich empfehlen, daß er ein Verzeichnis der hauptsächlich „Fehler“ anlegt, die in der heimischen Mundart vorkommen. Wenn er weiß, wo der Feind steht, wird er ihn leichter besiegen können. Beharrliche Übung führt sicher zum Ziele. Darüber hinaus aber sollen sich auch die Schüler ein gewisses Sprachverständnis aneignen und in die Seele der Sprache eindringen. Dazu ist es notwendig, daß sie Sprachgeschichte, Wort- und Namenkunde treiben. Hier ist die Mundart nicht zu entbehren. Sie zeigt teilweise den älteren Lautstand und reizt zu Vergleichen und zur Herausarbeitung der Sprachgesetze; sie liefert zum Bedeutungswandel Beispiele in Hülle und Fülle; sie hilft, Eigennamen und Flurnamen zu deuten ußf. Dabei erkennen die Schüler staunend, daß die Mundart das Ursprüngliche, Echte, Naturgewachsene und das Hochdeutsche eine Kunstsprache ist, die auf die Auffrischung und Belebung durch die Mundart angewiesen ist, wenn sie nicht verkümmern und erstarren will. Von der heimischen Mundart schauen die Kinder auf die anderen deutschen Mundarten, die sich in tausend Bäche und Rinnsale teilen und zusammen den lebenden Strom der deutschen Sprache ergeben. Diese Schüler werden die Mundart nicht mehr als ein verdorbenes Hochdeutsch verachten.

Auch der Aufsatzeunterricht kann von der Mundart Förderung erfahren. Der Lehrer sei großzügig in der Duldung mundartlicher Ausdrücke; dadurch kann er dem papiernen Stil und dem fürchterlichen Zeitungsdeutsch am besten das Wasser abgraben. Die Mundart in ihrer Anschaulichkeit, Einfachheit und Plastik ist hier das beste Gegen-

gift. Wenn die Schwierigkeiten der Schreibung nicht beständen, wäre sogar von Zeit zu Zeit ein mundartlicher Aufsatz zu empfehlen.

Der Deutschunterricht der Gegenwart ist auf eine breitere Grundlage gestellt worden; er ist zur Deutschkunde geworden, die auch in starkem Maße die *deutsche Volkskunde* berücksichtigt. Daß bei der Erarbeitung volkskundlicher Stoffe die Mundart ein wertvoller Bundesgenosse ist, liegt auf der Hand. Ohne die Kenntnis der Mundart kann man gar nicht in das Verständnis der heimatischen Sitten und Gebräuche eindringen. Mit welcher Freude sammeln die Kinder mundartliche Volkslieder, Spott- und Abzählreime, Wetterregeln, Sprichwörter und Redensarten! Die Lehrer, die sich als Sammler volkskundlicher Tatsachen und Eigentümlichkeiten betätigen, wissen am besten, was sie dabei ihren Schülern verdanken. Die Mundart aber ist der Schlüssel zu diesen Schätzen.

Schließlich braucht die Schule die Mundart, um die Schüler in das *heimische Schrifttum* einzuführen. Die schlesische Mundart hat verhältnismäßig spät Anerkennung als Literatursprache gefunden. Vielleicht hängt das damit zusammen, daß wir die mundartliche Dichtung zu wenig in der Schule gepflegt haben. Die Lieder und Erzählungen im Volkston, in der Heimatsprache bringen Sonne in die Schulstube; sie finden auch viel eher den Weg zu den Herzen der Schüler. Selbstverständlich kann die heimatische Poesie nur der kleine Garten am Hause sein. Wenn die Knaben und Mädchen dieses Besitzes gewiß und damit vertraut sind, werden sie dem Lehrer und Führer gern in die weiten und reichen Gefilde der deutschen Dichtung folgen. Auch hierbei gilt der Grundsatz: Vom Nahen zum Entfernten; erst die Heimat, dann das Vaterland.

Bisher haben wir nur die unterrichtlichen Ziele der Mundartbehandlung in der Schule gekennzeichnet. Gleichzeitig gehen von der rechten Berücksichtigung der Mundart auch *erziehlische Wirkungen* aus. Sie sind nationaler und sozialetischer Art.

So notwendig es ist, die hochdeutsche Schrift- und Umgangssprache in allen Gauen unseres Vaterlandes zu verbreiten und zum Gemeingut des ganzen Volkes zu machen, um die Einheitlichkeit unseres Staates und unserer Wirtschaft zu steigern und nach außen hin zu betonen, so notwendig ist es, die lebendige Mundart zu pflegen. Die deutsche Sprache gleicht einem gewaltigen Baume; der *eine Stamm* ist die Hochsprache, die vielen Äste und Zweiglein sind die Mundarten. Unsere Pflicht ist es, den Stamm und die Zweige in liebevolle Obhut zu nehmen, nicht nur, weil die Krone mithilft, den Stamm zu ernähren, sondern weil es unsere nationale Ehre erfordert, den ganzen Baum zu schützen und zu betreuen. Die Hochsprache wurzelt im Verstande, die Mundart im Herzen unseres Volkes. Die *Mundart* führt die Volksgenossen *seelisch* zusammen und vertieft die von allen Vaterlandsfreunden ersehnte *Volks-*

gemeinschaft. Sie stärkt auch das Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen uns und den deutschen Brüdern, die vor Jahrhunderten das Vaterland verlassen, aber dennoch die heimische Mundart trenn bewahrt haben.

Die planmäßige Heranziehung der Mundart im Unterricht wirkt sich auch sittlich aus. Wir sind nur zu rasch geneigt, auf diejenigen herabzuschauen, die sich der Mundart bedienen. Wer hochdeutsch redet, dünkt sich oft vornehmer als der, der „pauersch“ spricht. Wenn alle wissen, daß Hochsprache und Mundart gleichberechtigt und gleichwertig sind, wird die unverständige Überheblichkeit mancher Volksteile schwinden und das im Lebenskampfe notwendige Selbstbewußtsein derer, die die Mundart gebrauchen, steigen. Dann läßt sich auch die Kluft, die zwischen Stadt und Land und zwischen den verschiedenen Schichten unseres Volkes gähnt, leichter überbrücken.

Bei uns in Oberschlesien ist außerdem zu beachten, daß nicht die Hochsprache die Zungen und die Herzen der zweisprachigen Volksgenossen für die Dauer gewinnt, sondern die Mundart. Die Mundart bezwingt nicht nur die Menschen, sie sichert auch den deutschen Geltungsbereich. Darum ist es unser aller heilige Pflicht, die heimische Mundart zu pflegen. Die Schule wird ihren Teil dazu beitragen.

## Moahnung

Nu wulln se ünse Land zerstückä,  
de Grenze wetter westwärts rückä? —  
do heeßts, Ihr Brüder, bei a Wahl  
zusomma, fest zur Schläffing haln!

Aus „Heemte, gulden Heemte“ von Hans Kögler.  
Hier wiedergegeben als ein Ausdruck unseres Dankes  
dafür, daß Hans Kögler während des schweren Ab-  
stimmungskampfes durch seine Vortragsabende in  
Oberschlesien so manchen von uns erquickte.

## Schlußbemerkungen:

Das vorliegende Mundartenheft ist viel umfangreicher geworden als die üblichen Oberschlesierhefte. Trotzdem mußten manche Pläne für später zurückgestellt werden.

So war es nicht möglich, am Schluß des Heftes einen übersichtlichen Literaturnachweis über das mundartliche Schrifttum Schlesiens zu geben. Allerdings sagt das Wichtigste über die Mundartendichter und ihre Werke Geheimrat Dr. Janßen in seinem Aufsatz „Die mundartliche Dichtung Schlesiens“ und Bürgermeister Fischer-Gablonz in seinem Bericht über „die schlesischen Dialektdichter und Schriftsteller in Böhmen“; auch bei den Textproben wurden bibliographische Angaben gegeben. Weitere Auskünfte über das mundartliche Schrifttum erteilen in Oberschlesien die Landesbibliothek in Ratibor und die Stadtbücherei Gleiwitz. Aus Breslau nennen wir die Breslauer Stadtbibliothek, die Universitätsbibliothek und das Germanistische Seminar der Universität unter Leitung von Geheimrat Prof. Dr. Siebs. Aus dem Sudetenlande sei insbesondere auf die Kulturzentrale unserer deutschen Brüder in Reichenberg in Böhmen hingewiesen.

Die prächtigen Mundarten des Niederen und Höheren Geseufes (des ehemaligen Österreich-Schlesien und Nord-Mähren) werden wir voraussichtlich demnächst etwas ausführlicher zu Worte kommen lassen und zwar in unserem geplanten Sonderheft „Altwater“. Dort müßte auch einmal herausgearbeitet werden, wie die politische Trennungslinie zwischen Preussisch- und Österreichisch-Schlesien auf die Entwicklung der Mundarten sich des näheren auswirkte.

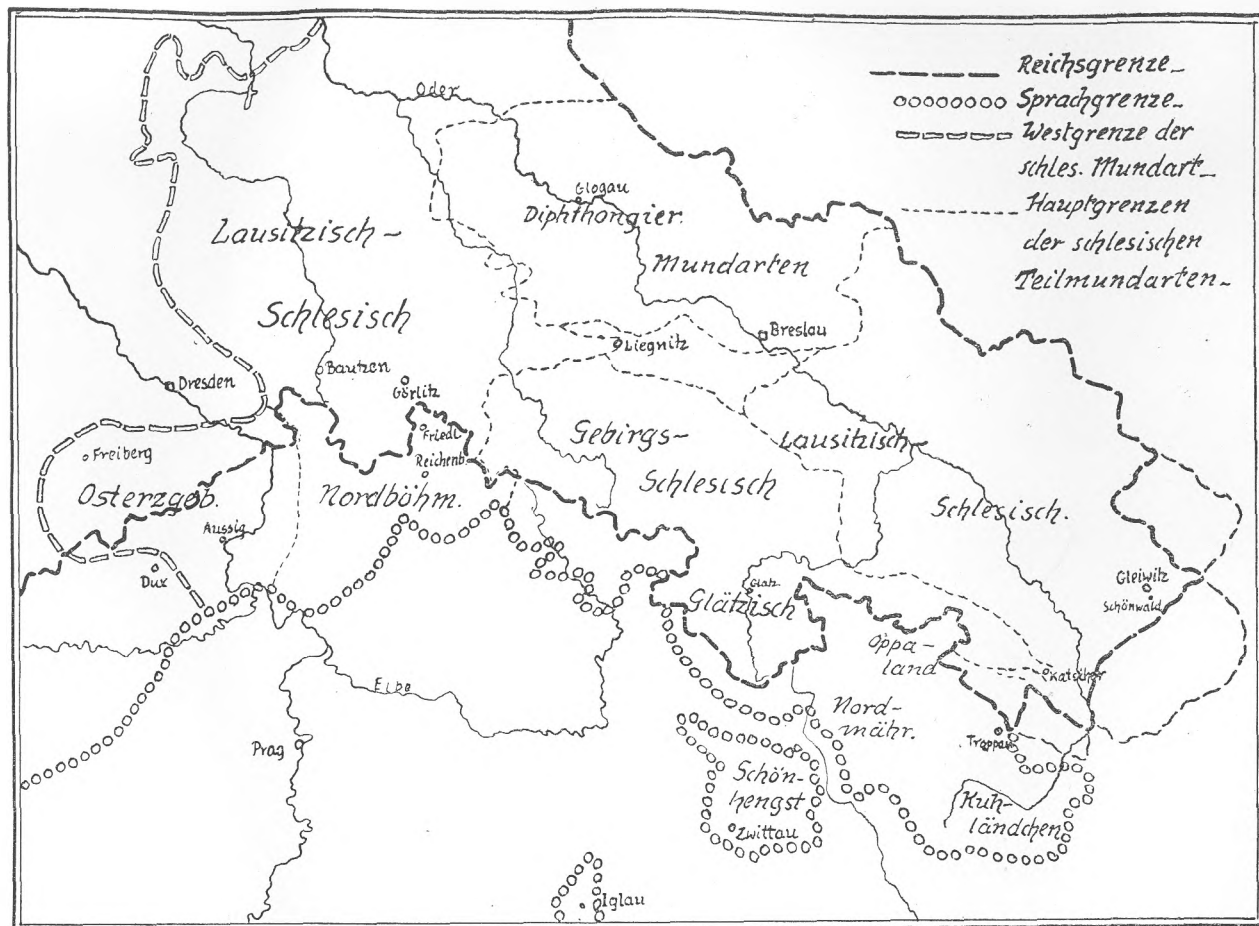
Einen musikalischen Teil schenken wir uns diesmal aus finanziellen Gründen ganz, trotzdem gerade hier ganz Herzerquickliches vorliegt, auch gerade aus Oberschlesien. Wir erinnern nur an die weit über die Grenzen unserer Heimat bekannt gewordenen Lieder „Gruttke ies 'n schiene Stoadt“ und „Wenn der Summtichs ei de Kerche gieh“.

Eine reizvolle Aufgabe wäre es auch, einmal alle Denkmäler zu verzeichnen und auch in Bilde wiederzugeben, die unserer heimischen Mundart und unseren Mundartdichtern gewidmet sind. Daß wir wegen der Fülle des Stoffes die Darstellung unserer slawischen Mundarten uns für eine spätere Zeit vorbehalten mußten, ist bereits im Vorwort gesagt. Allein wegen ihrer vielfachen Verbundenheit mit dem deutschen Kulturkreis verdienen auch diese Mundarten unsere ganz besondere Aufmerksamkeit und liebevolle Pflege. Hier das Material zusammenzutragen, — wie es durch das ober-schlesische Volksliedarchiv und die Liedwarte für das Liedmäßige bereits geschieht —, ist eine schöne Aufgabe der regsamten heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften.

Reizvoll wird es auch sein, einmal festzustellen, welche Stände die Mundart und Mundartdichtung besonders gefördert haben. Wie auch das vorliegende Heft zeigt, dürften die schlesischen Volksschullehrer auf diesem Gebiete außerordentliche Verdienste sich erworben haben.

Keine besondere Darstellung endlich fanden in dem vorliegenden Heft die schlesischen Sprichwörter und Redensarten. Dies ist jedoch keine Lücke, weil ja diese ganz wundervoll, gediegen und erschöpfend Lehrer Karl Rother, der Vater unseres Direktors Rother, des Leiters der ober-schlesischen Landesbibliothek in Ratibor, in seinem im Jahre 1928 in der Ostdeutschen Verlagsanstalt in Breslau herausgegebenen großen Werk „Die schlesischen Sprichwörter und Redensarten“ gesammelt und dargestellt hat. (Vergl. die Besprechung im „Oberschlesier“, Maiheft 1928, Seite 289—290).

Die Schriftleitung.



Karte des schlesiſchen Sprachgebietes

Entworfen von Privatdozent Dr. Schwarz-Prag, gezeichnet von R. Hoeller

Krahne — Großmutter — Mutter und Kind  
Im trauten Heim beisammen sind.  
Verfücht ist ihr Blick — froh ihr Wesen,  
Warum — —? Weil alle es lesen:

Paul Ruher's



# Sagen aus den schlesischen Waldbergen.

Es enthält keine Märchen, sondern Sagen, die der Verfasser von der Quelle, aus dem Volke geschöpft hat und die er in leicht faßlicher Weise wiedergibt. Das Buch ist in Ganzleinen gebunden, hat 274 Seiten Text und ist reichlich mit Illustrationen versehen. Es eignet sich in hervorragender Weise zu Geschenken für die Jugend. Aber auch der Erwachsene wird es nicht aus der Hand legen, ohne von seinem Inhalt voll befriedigt zu sein.

Preis RM. 4.50

Zu beziehen in allen Buchhandlungen oder direkt beim

Verlag „Deutscher Wille“ G. m. b. H.  
Birkenwerder bei Berlin.

## Die Programme

*der Schlesischen Sender  
werden reichhaltig  
illustriert und erläutert  
in der*

## Schlesischen Funkstunde

*dem einzigen offiziellen  
Organ der Schlesischen  
Funkstunde A. G.*

*Schlesischer Funkverlag  
G. m. b. H.  
Breslau 18/Im Sendehaus.*

*Röhrengerätbesitzer lesen  
Ausgabe B mit genauem  
Europaprogramm!*



Uhren,  
Gold- und  
Silberwaren  
gut und preiswert  
bei

**C. H. Hauschild**  
OPPELN

Tel. 510 Krakauer Str. 32 Tel. 510  
Eigene Reparaturwerkstatt!

## Schütze Dein Auge!

Rat und Hilfe durch die

## Optische Zentrale

Inh. C. H. Hauschild, Oppeln  
Krakauer Strasse 32 — Tel. 510

Brillenlieferung für sämtl. Krankenkassen  
Billigste Preise!

Alle Rezeptsachen u. Reparaturen sofort

## Schlesische Monatshefte

Eine Heimatzeitschrift von wirklich  
ausgeprägter und hoher Eigenart

nicht nur eine erstklassige, reich illustrierte Heimatkunde moderner Haltung, sondern zugleich ein Sprechsaal für alle die namhaften Schlesier und über Schlesien schreibenden Fremden, die unsere provinzielle Kultur mit der gesamtdeutschen und europäischen verbinden.  
(Aus unserer Anerkennungsmappe)

Das repräsentative Organ für  
Kultur und Schrifttum der Heimat

Monatlich 1.— RM. Probeheft und Prospekt bei Bezugnahme auf diese Anzeige frei durch den Verlag Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriftenabteilung, Breslau I, Schuhbrücke 83



# OBERSCHLESIER!

Die einzige Funkzeitschrift, die Eure Interessen beim  
Schließenden Rundfunk sachlich u. zielbewußt vertritt, ist die

## Ostdeutsche Illustrierte Funkstunde

Herausgeber: FRITZ ERNST BETTAUER

Im Straßen- und Buchhandel überall zu haben.



**MASCHINENFABRIK KAPPEL-CHEMNITZ**

## OPPELNER KAFFEE-RÖSTEREI ERNST HERRMANN - OPPELN

Telefon Nr. 193

Krakauer Straße 37

Telefon Nr. 193

### DER GUTE BOHNEN-KAFFEE

von anerkannt vorzüglichem Geschmack und Aroma in den  
Preislagern von Mark 2,80 bis Mark 4,60 per Pfund

Versand gegen Nachnahme porto- und spesenfrei.



Auch in Gleiwitz  
Telefunken-Sender  
darum verwendet nur



## TELEFUNKEN -

Empfänger, Kopfhörer, Röhren, Lautsprecher,  
Kondensatoren, Körting-Transformatoren  
überall erhältlich

Telefunken - Generalvertretung für ganz Schlesien

**Rundfunk G. m. b. H.**

BRESLAU 2, Neudorfstrasse 5.

Fernruf Stephan 37089.

Zur Hundertjahrfeier 1928



*Karl Kobald*

### Franz Schubert

496 Seiten, 70 Bilder und 2 farbige Tafeln  
Geh. RM. 7.—, Leinen RM. 10.—

Schubert, und als Hintergrund das Wien der Biedermeierzeit, die lieblichste und entzückendste Kulturepoche der alten Kaiserstadt, konnte keinen gemütvolleren und sachkundigeren Biographen finden als Kobald, dessen reich illustrierter „Beethoven“ — vier Wochen nach Erscheinen schon im 5.—9. Tausend — sich andauernd im In- und Ausland der größten Nachfrage erfreut.

In guten Buchhandlungen erhältlich!

**Amalthea-Verlag**  
Zürich - Leipzig - Wien.

## *Die gediegene Geschäftswelt*

*gibt ihre An-  
zeigen dem*

*„Oberschlesier“*

*Man verlange den  
Anzeigentarif!*

Diesem Heft liegt ein Prospekt vom „Rehrwieder-Import“, Hamburg 1 bei.